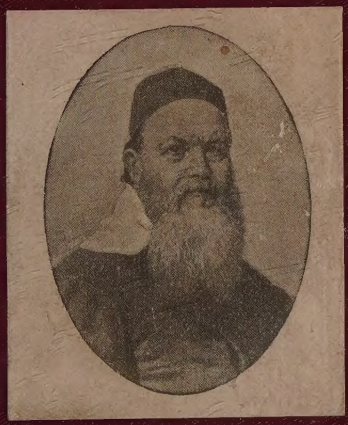
Samuel Hebich

der große Seelengewinner



FEB 28 1958

LIBRARY
EVANGELICAL SCHOOL
OF THEOLOGY

Gift of

Rev. W. Heine

Samuel Hebich,
geboren 1803, gestorben 1868.

Samuel Hebich

der große Seelengewinner.

Züge aus seinem
Leben und Wirken

von M. Jörn
Prediger

II. vermehrte Auflage

LIBRARY OF
The Evangelical Seminary
BV3269.H325
11683
J6 1911
42,714

1911

Jugendbund-Buchhandlung
— in Friedrichshagen bei Berlin. —

The Evangelical
School of Theology

H-J

Säe Liebe!

Pilger Gottes hier auf Erden,
Willst du Jesu ähnlich werden,
Wie Er einstens voll Erbarmen
Allen Blöden, Kranken, Armen
Hat erquickt die matten Herzen
Und gelindert ihre Schmerzen;
Wohlan, geistgetränkt die Triebe,
Säe Liebe, säe Liebe!

Für den Seelenfreund zu leben,
Sei dein eifriges Bestreben,
Zu vollbringen Seinen Willen
Ohne Murren, ganz im Stillen!
Schicke dich zum guten Werke,
Seine Lieb' sei deine Stärke;
Deine Kräfte treulich übe —
Säe Liebe, säe Liebe!

Geh' und bring geknickten Herzen
Wahren Balsam, Trost in Schmerzen!
Sündern auf verkehrtem Pfade
Bring das Wort von Heil und Gnade!
Nach dem Nächsten im Elende
Strecke hilfsbereit die Hände
Aus im Samaritertriebe;
Säe Liebe, säe Liebe!

Vorwort.

Samuel Hebichs Leben ist zu anregend für Arbeiter im Reiche Gottes, als daß es verborgen bleiben sollte. Eine deutsche Lebensbeschreibung, 1872 vom Baseler Missionskontor herausgegeben, ist längst vergriffen. 1905 hat G. N. Thomssen eine englische Biographie geschrieben. Etwa zu gleicher Zeit sind bei P. Ott in Gotha „Aphorismen aus Vorträgen von S. Hebich" erschienen. Aus diesen Quellen, nebst einigen mündlichen Nachrichten über diesen gesegneten Christuszeugen sind die folgenden Aufzeichnungen geschöpft. — „Wir zweifeln, ob die Neuzeit einen Mann hervorgebracht hat, der ihm in apostolischem Charakter gleich kam," schrieb eine Zeitung in Indien, als die Nachricht vom Tode Hebichs dort eintraf. Die Beschäftigung mit dem Leben dieses einzigartigen Mannes macht tatsächlich diesen Eindruck. Es ist freilich nur ein Bruchstück, das diese Blätter enthalten, doch möchte der Verfasser wenigstens soviel dem Volke Gottes der Gegenwart zugänglich machen.

Möge Samuel Hebichs Mantel auf viele Leser dieses Büchleins fallen, das wünscht mit dem Autor des englischen Lebensbildes

der Verfasser.

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY
B 2 S 1958

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit einigen Verbesserungen und Erweiterungen tritt das Büchlein zum zweiten Male seinen Gang an, um noch weiteren Kreisen aus einem Leben zu erzählen, das Leben zu wecken von Gott berufen ist. Den innigen Dank gegen Gott für den Segen, der von der ersten Auflage dieses Buches ausging, begleitet mit herzlichem Gebet um weiteren Segen für die neue Auflage

der Verfasser.

I. Der Heimatboden.

Und ob aus dürrem Sande
Das Reislein sprosset auf:
Es steht auf gutem Lande
Taut Gottes Gnade drauf!

Wo wuchs die markige, hanebüchene Gestalt, die vor unserem Auge steht, wenn wir an Samuel Hebich denken, den unerschrockenen Zeugen Gottes und warmherzigen Freund der Menschen? Man wird an Frommel erinnert bei dieser Frage, der einmal von gewissen Kindern sagt: „Wie armes Heidekraut sind sie auf nacktem Fels gewachsen."

Der Rationalismus hatte die Zeit nüchtern und dürr gemacht, die diesen Auserlesenen unter den Evangeliumsboten hervorbringen sollte. Und der alternde Vater unseres Samuel hielt es für ausreichend, dem Sohn die kurioseſten Stellen aus den Klassikern, nebst den poetischen Partien des Alten Testaments lieb zu machen.

Ein streitbarer Held war der Vater Samuels, der als Pfarrer in Nellingen, einem Albdörflein im Ulmer Gebiet, seine kleine Herde auf seine eigene Art weidete. Von Erlangen her hatte er eine besondere Vorliebe fürs Fechten mitgebracht, und ob er auch nicht groß war, zwang er doch fast regelmäßig die so behenden französischen Offiziere in die Ecke, wenn sie bei ihm im Quartier lagen, und einen Gang mit ihm wagten in seinem Studierzimmer. Die Bauern seiner Gemeinde hatten ihre Freude an dem mannhaften Hirten, der das Schwertspiel so bewunderungswürdig verstand, und

jederzeit nach dem rächenden Eisen zu greifen bereit war, wenn irgend eins seiner Herde in Gefahr kam.

Freilich, die Leidenschaft für Seelen, die seinen Samuel später auszeichnete, suchen wir vergeblich bei ihm. Das geistliche Rittertum zählte ihn nicht in seinen Reihen. Das Studium der alten Klassiker ging ihm über das Studium der Heiligen Schrift. Freiheit, Tugend und menschliche Größe waren die Ideale, denen er zustrebte. Als er Weihnachten 1827, 80 Jahre alt, starb, fand sich, so wird erzählt, ein Band des heidnischen Dichters Horaz in seinem Bett, aber nicht das Buch der Bücher!

Ihm nun wurde am 9. April 1803 unser Samuel geboren. Es freute den kleinen, behenden Mann ungemein, daß seine energische Gattin ihn mit lauter Söhnen — 7 an der Zahl — beschenkte, von denen jeder eines Hauptes länger war als er selbst. Samuel, als der vierte, schlug in etwas aus der Art durch seine Friedensliebe, die ihn zu etlichen der Brüder in ziemlichen Gegensatz brachte. Während die Brüder als Offiziere und Kaufleute sich durch die Welt zu schlagen suchten, hätte der Vater aus dem sanftmütigen Samuel gern einen Prediger gemacht, aber das geistliche Amt warf nicht so viel ab, den Jungen zur Stadt in die Schule schicken zu können. So übernahm es der Vater, ihn selbst zu unterrichten. Er wurde in das Lateinische, Französische und in die Religion eingeführt nach der eigenen Methode des Vaters, der hauptsächlich auswendig lernen ließ und nur auf Fragen des Sohnes hin Erklärungen gab. In der Bibel wurden die Psalmen und Propheten vorgenommen. Im Neuen Testament hat der Vater nie mit dem Sohne gelesen.

Eines aber hat sich dem jungen Samuel tief in die zarte Seele geprägt: So oft der Name Jesu genannt wurde, nahm der Vater ehrerbietig sein Samtkäpplein vom Kopfe. — Aber auch ein anderes hat er nicht ver-

gessen: Er hörte einmal einer Unterredung zu, die der Vater mit einem älteren Sohne hatte, in der der alte Pastor sagte: Die Bibel sei natürlich nicht in allen Stücken zu glauben, aber um des Volkes willen halte man sich an die alte Lehre. Diese Bemerkung erfüllte den empfindenden Knaben mit großer Unruhe. Er dachte später, er müsse seinen Vater mißverstanden haben. Durch sein ganzes Leben begleitete ihn die Erinnerung an das ehrfurchtsvolle Benehmen und das geringschätzende Wort des Vaters. Er konnte diesen Widerspruch in der Leitung seiner Jugend nicht verstehen!

Er selbst schreibt aus seiner Jugendzeit einmal:

„Da mein braver Vater schon alt war, fühlte er sich matt und war nicht sehr geneigt, den Unterricht weit auszudehnen, daher auch meine (in Nellingen) eingesammelten Kenntnisse höchst mangelhaft waren. Ich war von meiner Jugend auf still und sanft, und genoß die Liebe aller Menschen. Meine junge Seele ahnte oft in himmlischer Wonne ein höheres Leben und ließ mich im heiteren Himmel eine Herrlichkeit sehen, die große Gefühle in mir erregte; aber den Trost der Seele kannte ich nicht. Ich trug in mir ein Leben und Streben, das sich in stille Sehnsucht verlor, — besonders lange wünschte ich mir in unser vereinsamtes Haus ein Schwesterchen, — bis das Böse in mir die Oberhand erhielt und die Lust der Welt meine Unschuld befleckte."

Er, der sich später besonders der Kinder so liebreich annahm, und sie zum Heiland zu führen suchte, mußte sich allein seinen Weg bahnen durch all die wirren Gedanken, die ein gewecktes Knabengemüt so gern zu ihrem Tummelplatz machen.

Er schreibt weiter:

„Ich befand mich nun im 13. Jahre, als mein

Bruder Max, 14 Jahre älter als ich und in Lübeck als Konditor etabliert, seine erste Gattin durch den Tod verlor. Er begehrte mich zu sich, im Falle ich und die lieben Eltern einwilligen wollten, um, wie er sich ausdrückte, eine treue Seele bei sich zu haben, weil ihm seine Dienstboten viel veruntreuten. Dieses Anerbieten wurde freudig angenommen, doch sollte ich zuvor konfirmiert werden. Diese Zeit wurde von mir mit Sehnsucht erwartet, um so mehr, weil ich in dem eitlen Wahne stand, daß, wenn ich einmal mein Nellingen verlassen hätte, das trockene Lernen ein Ende haben werde. Am 4. Mai 1817 wurde ich endlich mit 13 anderen konfirmiert. Meine Vorbereitung auf diese große Handlung war gering; es regte sich auch gerade zu der Zeit wenig höheres Bedürfnis, weil ich immer nur an die große Reise und das Glück meiner Zukunft dachte."

Nach der Konfirmation sagte der Vater: „So, jetzt bist Du ein Mann!" und schenkte dem Sohne eine Tabakspfeife!

Ein dürres Erdreich, in dem Gott diesen Baum wurzeln ließ, der später so Vielen Schatten und Früchte spenden durfte!

II. Wie Gott ihn gewinnt.

Unter tausend frohen Stunden,
die im Leben ich gefunden.
Blieb nur e i n e mir getreu:
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für mich gestorben sei!

(Novalis.)

Nicht nur die Herzen der Könige, sondern auch aller seiner Auserwählten leitet der Herr wie Wasserbäche. Der junge Samuel sollte ein Rüstzeug werden in Gottes Hand, drum nahm sich Gott des Knaben auch frühe in ganz besonderer Weise an. Wie er bewahrt wurde davor, in Welt- und Mammonsdienst unterzugehen, um dennoch zur gründlichen Selbsterkenntnis seines verdorbenen Herzenszustandes zu gelangen, und endlich Frieden im Blute des Lammes Gottes zu finden, zeigen seine Aufzeichnungen in ebenso schlichter als ergreifender Weise. Die Welt wollte ihren weichen Arm um seinen Nacken legen, aber er folgte dem Zuge der Gnade Gottes und flüchtete in die ausgebreiteten Arme der ewigen Liebe. Er schreibt:

„Am 8. Juni trat ich meine Reise über Geißlingen und Stuttgart mit der Eilpost an und erreichte das mir so teure Lübeck am 28. Ich fand bei meinem Bruder, der sich wieder verheiratet hatte, und bei seiner Gattin die liebevollste Aufnahme; beide sorgten elterlich für mich. Vorläufig trat ich in sein Geschäft, dessen ich mich mit allem Fleiß annahm; die Abendstunden behielt ich aber frei, um meinem Mangel an Schulkenntnissen abzuhelfen. Zu dem Ende ließ mir der Bruder Privatunterricht erteilen, den ich eifrig benutzte, da ich jetzt merkte, wie viel mir fehlte. Drei Jahre

lang wurde das fortgesetzt, bis ich mir die Vorkenntnisse erworben hatte, welche von Handlungslehrlingen gefordert werden. Daß ich Kaufmann werden sollte, war die Absicht des Bruders, die auch meiner Neigung entsprach. Es gelang ihm, mich bei einem kenntnisreichen Kaufmann, Schmidt, unterzubringen, woselbst ich als Lehrling auf vier Jahre an Ostern 1820 eintrat.

„Während dieser Zeit ging viel in meinem Innern vor; denn ich suchte, suchte mit Tränen; aber meine Seele fand nicht, was sie suchte. Die strenge Arbeit bei meinem Bruder, bei welcher selbst der Sonntag, wenigstens der Vormittag nicht verschont blieb, samt den Privatstudien, ließ mir durchaus keine Zeit übrig, mich zu zerstreuen. Besonders aber ermangelte ich eines Freundes, dem ich meine tiefen Gefühle hätte mitteilen mögen. Dieses Bedürfnis wurde in mir immer reger. Mein Bruder liebte mich zwar herzlich, aber bei dem Unterschiede des Alters konnte mein junges, gefühlsreiches Herz mit dem reiferen Manne und seinen Bedürfnissen nicht sympathisieren. Ich suchte also einen Freund, der ganz mit mir fühlte; aber vergebens. —

„Vieles traf zusammen, mein Inneres immer tiefer in Schwermut zu treiben. Wenn einmal eine Stunde ohne Beschäftigung kam, waren bittere Tränen meine Speise. „Wo ist der, der meine Seele liebt?“ hätte ich wohl ausrufen mögen, obwohl meine Seele ihn noch nicht kannte. Die Wächter aber hatten Ihn nicht gesehen und konnten mir auch Seine Kennzeichen nicht angeben. (Hohelied 3).“

Der Bruder machte allerlei Anstrengungen, um den insichgekehrten Träumer zu erheitern. Er führte ihn in die Gesellschaft ein, um ihn zu zerstreuen, da er glaubte, das Studieren mache ihn zum Einsiedler. Er mußte mit zur Jagd. Auf Geheiß legte er auch auf einen Vogel an, drückte los und sah das Vöglein tot

vom Ast fallen. Da packte ihn aber ein Gefühl, als ob er weinen müsse, denn, hatte er nicht ein Leben zerstört, das glücklicher war als das seine? — Er war, wie Bunyans Pilger, verloren in sich selbst, und wünschte in jenen Tagen, wie Bunyan von sich erzählt, mit einer vernunftlosen Kreatur zu tauschen!

„Es war eine harte Zeit," fährt er fort, „ich hatte durch Sünde den ewigen Tod verwirkt. Das Gewissen verdammte mich und ließ mir keine Ruhe mehr, denn auch das Gesetz Gottes bestätigte diese Verdammung. Nun fing die Seele an zu zagen und zu trauern, denn es war in ihr keine Hoffnung mehr, sich zu dem Heiligen zu erheben. Es wurde eine schreckliche Finsternis in mir: Sonne, Mond und Sterne verbargen ihren Schein. Das Innerste meiner Seele rief mit Zittern und Bangen: Ihr Berge fallt über mich! Erde, öffne dich und verschlinge mich! Denn die Missetat meiner Sünde ist offenbar geworden vor dem heiligen Gotte, und wer verbirgt mich vor seinem schrecklichen Angesichte und seinem alldurchdringenden Auge?!

„Diese Zeit der völligen Zernichtung und Verzweiflung dauerte ungefähr 8 Tage. Hätte mein Schöpfer und Heiland mich nicht mit seiner allmächtigen Hand erhalten, ich hätte das Leben nicht länger ertragen. Der Teufel setzte mir zu: „Töte dich, so ist alles aus!" Aber was soll dann aus der Seele werden? hieß es im Innersten. Wo soll ich hingehen vor Deinem Angesicht? — Da konnte der grundlos gütige und über alles Denken barmherzige Vater, der alle Menschenkinder in Seinem Herzen trägt, mich nicht länger in meiner Not sehen, sondern machte sich auf und schämte sich nicht, sich zu einem großen Sünder zu bekennen. Also ließ Er auch in mir das Licht leuchten. Da die Finsternis so sehr groß war, so hat Seine erbarmende Liebe Rat gefunden, meinem trostlosen Herzen in der höchsten Not ohne menschliche Hilfe aufs

Kräftigste beizuspringen, damit ich das Leben wieder ertragen möchte.

„Da ich mich eben in der größten Bedrängnis befand, und durchaus keine menschliche Hilfe hatte, begab es sich, daß ich an einem allgemeinen Volksfeste im Juni 1821 abends auf Veranlassung meines Bruders spazieren ging. Mit beklommenem, aber schon durch einen Strom von Tränen erleichtertem Herzen drang ich, indem ich aus dem Hause trat, ganz in mich selbst eingekehrt durch die Menge des Volks, und kam, ohne es zu wissen, auf ein mit Kohl bepflanztes, freies und stilles Land. Da war es, wo ich zum erstenmal wieder meinen sündigen Blick zu dem Reinen und Heiligen emporzuschlagen wagte. Auf meine Knie niedersinkend, betete ich im Staube den an, der mich mit seinem heiligen Geiste überschattete. Die Last meiner Sünden ward mir abgenommen, und ich durfte mit den Augen meines inwendigen Menschen meinen Heiland sehen. Einen irdischen Freund hatte ich gesucht, nun aber fand ich den ewigen Freund, den ich einst suchte, der auch mein Gott ist."

So wurde Hebich von der Finsternis zum wunderbaren Licht geleitet durch die Wirkung des heiligen Geistes. Von diesem Erlebnis ausgehend versteht man, wie er immer wieder in seiner nachherigen Tätigkeit mit Nachdruck von den Leuten forderte, sich ihres Heils, ihrer Annahme bei Gott zu versichern. Ihm war es klar, daß auch andere erfahren sollten, was ihn selbst so glücklich gemacht hatte. Erst in Indien hat er übrigens herausgefunden, daß sein geistlicher Geburtstag der 13. Juni 1821 sei, — „es war ein Mittwoch, gerade der Haupttag des Schützenfestes." 1847, nach 26 Jahren fiel dieser Tag gerade auf einen Sonntag, was ihm willkommenen Anlaß gab, ihn in besonderer Weise zu feiern, indem er seinen Gemeinden, der eng-

lischen und der indischen, seine Bekehrungsgeschichte erzählte. —

Er hatte nun Frieden gefunden. Wie diese innere Erfahrung dann auch stufenweise durch das Licht der Erkenntnis erläutert und geläutert wurde, zeigen die folgenden Ausführungen:

„Von diesem Augenblicke an war ich getröstet und jene Last mit einem Male abgenommen. Doch wurde mein Inneres nachher mit einem Schwarm von Zweifeln und Einwürfen bestürmt, weil eben mein Verstand noch nicht gründlich überzeugt war. Gott hatte sich vorbehalten, mich erst seiner Zeit von dem Reichtum Seiner Gnade in Jesu Christo belehren zu lassen. Das Sündengefühl wurde durch Verschiedenes in mir gewirkt und genährt, besonders aber durch die heilige Schrift, die ich immer für das untrügliche Wort Gottes hielt. Nun las ich gerade im Gesetze, von Gott durch Moses gegeben, das mir die ewige Verdammung im **eigenen Gewissen** bestätigte. Plötzlich von Gott unmittelbar getröstet, fand ich jetzt in nichts eine höhere Lust, als an der heiligen Schrift, wobei ich das Lesen des Alten Testaments fortsetzte. Meine ganze Lebenseinrichtung regelte ich nun nach demselben und war sehr streng gegen mich.

So setzte ich das Leben fort, in ängstlicher Weise, bis ich (etwa im Jahre 1822) in die Predigten meines teuren väterlichen Freundes, des Herrn Pastor Geibel kam. Vor der reformierten Kirche, zu der er gehörte, hatte ich mich bisher gescheut, in den lutherischen aber predigte man nur von Gesetz und Tugend. Bei Geibel hörte ich nun immer etwas Neues, was ich nicht wußte, besonders aber zog sein Gebet meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, indem er immer zu Christus betete, der mir dem Geiste nach noch unbekannt war. Ich ergrimmte zuerst darüber, und zweifelte lange, aber die Erinnerung an meines Vaters

Käpplein trug viel zu meiner Beruhigung bei. Endlich hörte ich innerlich eine Stimme: „Das ist derselbe Jesus, in dem dir deine Sünden vergeben sind!“

„Nun erfuhr ich, wie der Mensch allein errettet werden könne durch das Leiden, Sterben und Wiederauferstehen unseres Herrn und Heilandes, der, um uns zu retten, Seine Herrlichkeit verließ, die Er bei dem Vater hatte vor Erschaffung der Welt, und in der Fülle der Zeit unser Fleisch und Blut annahm, ganz in die Reihe der Menschen eintrat, in allen Dingen erfunden als ein Mensch und in der größten Selbstverleugnung seinem himmlischen Vater den vollkommensten Gehorsam geleistet hat, so daß Er von der ganzen vernünftigen Schöpfung sich das Recht erwarb, ihr Herr und Heiland zu sein. Ich lernte, daß mittels des von Ihm freiwillig dargebrachten, ganz vollkommenen und ewig gültigen Opfers, sowohl Herz als auch Verstand in die gottseligste Ueberzeugung durch die Kraft Seines Geistes kommen sollen. Denn wer Ihn im Glauben so aufnimmt und sich von allen Sünden durch Ihn will reinigen lassen, der hat Leben und unvergängliches Wesen in Ihm gefunden; solchen gibt Er Macht, Gottes Kinder zu heißen.

„So wurde mir sowohl durch das uns gnädig geoffenbarte Wort, als durch Menschen der ganze Rat Gottes offenbar, und durch seinen demütigen Geist kam ich aus Licht in Licht und von Gnade in Gnade. Ich fand nun meinen Weg zu christlichen Leuten und erbaute mich gern mit dem verachteten Häuflein der Gläubigen.“

Freilich mußte Samuel nun auch erfahren, daß Jesus nicht Frieden bringt, sondern das Schwert. Sein Bruder wollte fortan mit dem Kopfhänger, der nur noch die Bibel las, nichts mehr zu tun haben. Die beiden kamen oft aneinander dieser Sache wegen und hatten „großen Handel“.

Aber wie der Kaufmann, der gute Perlen gesucht, und nun die eine köstliche gefunden hatte, verkaufte auch Samuel alles, um diesen Schatz ganz zu haben.

Der Vater war ebenso ungehalten. Er schrieb einmal einen „schrecklichen" Brief: „Sohn, du bist auf Abwege geraten" und dergl. und unterzeichnete sich „dein treuer Vater, wohlbestallter lutherischer Pfarrer und kein Schneider oder Schuster." Samuel hatte ihn sehr geliebt, war nun 4 Jahre von ihm getrennt und auf dem Heimwege begriffen. Als der Brief gelesen war, schien alles, was der Jüngling von Gott empfangen hatte, mit einem Male hinweggenommen. Ein schweres Gewicht lag auf ihm; er sagte zu sich selbst: „Du kleines Büble, bist keine 20 Jahre alt, dein Vater aber über 70, ein gelehrter und gescheiter Pfarrherr; und dein Bruder ist ein so angesehener Mann. Sollten diese beiden Unrecht haben und du allein Recht? Es kann nicht sein!" — —

Wie der treue Gott ihm aber freundlich zur rechten Zeit seinen heiligen Willen kundgibt, hören wir, wenn er erzählt:

„Ich habe mich recht gequält; ich könnte noch den Platz zeichnen; es war ein stürmischer Tag und ich wollte über den Marktplatz nach Hause; da war es mir, als hörte ich eine Stimme: „Willst du Vater und Mutter mehr lieben als mich? du bist meiner nicht wert!" Ich wußte nun, was ich zu tun hatte; des Vaters und des Bruders harte Worte fielen herab von mir wie der Regen."

Und der greise Vater gab ihm schließlich selber noch ein gutes Zeugnis, als er 1823 ihn in der Heimat noch einmal grüßen konnte. Beim Abschied sagte er dem Sohne, er habe ihn genau beobachtet, und freue sich, daß er seiner Gesinnung treu sei und seinem

Glauben gemäß wandele. Er habe nichts gegen ihn einzuwenden, wenn er so fortfahre.

Samuel übte sich in dieser Zeit viel im Englischen, und teilte einem jungen Freunde seine Bekehrung in dieser Sprache mit. Sogar im Versschreiben versuchte er sich in dieser Zeit, obwohl, wie berichtet wird, die Silben dabei nicht von ihm gezählt wurden. Aber es drängte ihn, sein neugewonnenes Glück auf allerlei Weise zum Ausdruck zu bringen. Der Friede in Christo und seine kindliche Einfalt kam in jeder Zeile zum Ausdruck, die er in jener Zeit schrieb.

Im Jahr darauf loste er sich vom Militär frei. Er erfuhr aber auch noch eine andere Befreiung, die ihn unter Gottes besonderer Leitung tüchtiger machte für seine Lebensaufgabe. Er bemerkte nämlich im Gottesdienst, wie die Gegenwart einer schönen Fremden seine Andacht bedeutend steigerte und erkannte bald, daß er verliebt sei. Er erschrak wohl darüber, und betete um Befreiung von aller Anhänglichkeit an irgend etwas, außer Christus. In einer solch gefährlichen Zerteilung des Herzens konnte er nicht leben, wenn auch scheinbar die Frömmigkeit dadurch befördert würde.

Und Gott erhörte den tapferen, jungen Streiter. Er wurde befreit, wußte von nun an aber, „wie gewaltig heilig es beim Verlieben zugeht!“ — Gesprochen hatte er nie mit dem Gegenstande seiner heimlichen Verehrung. Von dieser Zeit an wurde es ihm zweifelhaft, ob er überhaupt heiraten sollte. Es regte sich etwas in dem jungen Manne, das nach etwas anderem hindrängte, als sich ein behagliches Nest zu bauen. In seinem Herzen klang es:

Es ist geschehn! Ich hab mich dargebracht,
Ich bin des Herrn, und Er ist mein!
Ich folge Ihm durch Sonnenschein und Nacht,
Der frohen Botschaft meine Kraft zu weih'n!

Pfarrhaus in Nellingen auf der Alb, das Geburtshaus Hebichs.

III. Der heilige Ruf.

„Ich hörte die Stimme des Herrn: ‚Wen soll Ich senden? Wer will unser Bote sein‘ — Ich aber sprach: ‚Hier bin ich, sende mich!‘“ Jes. 6, 8.

Samuel Hebich hatte ein offenes Ohr für die Stimme Gottes. Er war ein rechter Jünger. Drum hörte er auch, als Gott ihn rief, und folgte der Stimme des Meisters, der ihn von seiner Arbeit weg zum Menschenfischen nötigte. Lassen wir ihn erzählen, wie er geführt wurde:

„Ich kam nun in die Bekanntschaft mit dem Missionsverein Lübeck, von dem ich auch ein Mitglied wurde. Die Missionsberichte las ich mit Freuden und zur besonderen Erbauung meines Herzens. Je mehr ich aber den Reichtum des Gotteswortes verstand, und je näher ich in die Verbindung meines großen Gottes kam, desto gottseliger wurde mein Wandel, und all mein Wesen war bei dem, der mich geliebt hat bis in den Tod. Jetzt fühlte ich in mir einen großen Drang, allen Menschen diese meine Seligkeit mitzuteilen, um sie zu bewegen, mit einem verlangenden und bußfertigen Herzen daran teilzunehmen. Dabei lagen mir nun vorzüglich diejenigen Mitbrüder am Herzen, die noch nichts, weder von einem Gotte, noch Heilande wissen, sondern ganz in Irrtum und Sünden, ohne Wahrheit und Trost im Schatten des Todes, in dieser bedürfnisvollen Welt umherirren. „Während ich das Heil in Jesu als ein armer Sünder genießen durfte, erwachte also ein unbeschreibliches Sehnen, meinen Brüdern in der Heidenwelt das Evangelium zu verkündigen als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Der Wunsch bildete sich zu einem Triebe

aus, der zu stark war, um ihn in Worten fassen zu können; ich hatte nur Tränen dafür. Als diese Sehnsucht aufs höchste gestiegen, und ein ernster Entschluß geworden war, im Jahr 1823, teilte ich sie meinem väterlichen Freunde, Pastor Geibel, mit, welcher mir indessen bei der Wichtigkeit der Sache riet: „Damit zu warten, bis der Herr mich so führe, daß ich nicht mehr anders könne, solle aber einstweilen meinem erwählten Berufe treu bleiben und in demselben mich in allen Dingen als ein Christ beweisen, so könne ich auch für die Sache des Herrn wirken. Will aber, fügte er bei, der Herr dich zu seinem besonderen Dienste haben, so wird Er — warte nur stille — dich dann wohl so führen, daß du nicht anders kannst, nach dem Beispiel Mosis."

„Ich folgte dem Rate meines so teuren Freundes, für den ich die tiefste Achtung hatte, und überwand die brennende Sehnsucht, obgleich ich deshalb fast ein halbes Jahr viel litt. Ein stilles Streben danach loderte tief in meinem Herzen, dabei fürchtete ich jedoch immer, daß ich nur meinen eigenen Willen befolgen möchte; setzte daher meinen Beruf mit Fleiß fort, unter dem tiefen Flehen zum Herrn, mich doch nicht umsonst mein Leben zubringen zu lassen, und wenn es nach seinem Herzen wäre, mich unter die armen Heiden sein alleinseligmachendes Wort bringen zu lassen."

Wir sehen, wie gründlich dieser junge Mann vom Geiste Gottes durchforscht wurde, um nachher aber auch mit desto festerer Ueberzeugung zu wissen: Ich stehe vor dem Herrn. Ich bin von Ihm gerufen, ich treibe seine Sache! — Hören wir ihn über seine Führung selbst weiter:

„Ein halbes Jahr darauf wurde ich von dieser Sehnsucht aufs Neue hingenommen, doch wagte ich nicht mehr sie auszusprechen. An Ostern 1824 hatte ich ausgelernt, und trat am 2. Oktober eine Stelle bei

den Herren J. L. Bruhns u. Sohn in Lübeck als Reisender, Korrespondent und Buchhalter an. Sie hatten mich selbst zu sich berufen, und brachten die Sache mit Herrn Schmidt & Co., die mich gerne behalten hätten, ins Reine."

Hebich war nicht umsonst im Norden Deutschlands, mitten im regsten Handelsleben. Er sog hier in Lübeck den freien, kühnen Geist der deutschen Hansa ein und wurde durch seine Reisen vorbereitet für sein Lebenswerk. Er erzählt:

„Am 5. April 1825 trat ich die erste Reise an, indem ich zur See nach Reval fuhr und über Petersburg mich nach Finnland begab; mit Segen kehrte ich am 25. August nach Lübeck zurück. Schon damals lernte ich die christliche Frau Lefren kennen. Im Jahre 1826 reiste ich nach Schweden; und abermals am 28. November 1827 fuhr ich nach Karlshamm und kam dann durch ganz Schweden über Tornea nach Finnland. In Björneberg angelangt (Ostern 1828) fand ich verschiedene Briefe vor, deren einer mir den Tod meines guten Vaters anzeigte. Bereits sechs Monate in beständigem Reisen begriffen, fand ich mich ermattet an Geist und Leib, besonders aber am Ersteren; daher entschloß ich mich, zu jener Frau zu reisen, um mich einige Tage durch christliche Gemeinschaft zu erbauen. Ich wurde mit großer Freude aufgenommen und bald darauf machte sie einen Vorschlag, den ich nach vielem Bedenken annahm. Als Eigentümerin eines großen Landgutes eröffnete sie mir ein schönes Feld für das Reich Gottes zu arbeiten. Ich glaubte Gottes Wink darin zu erkennen, daß Er mir Gelegenheit geben wollte, mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern und also mein Gebet erhört habe, zwar nicht unter den Heiden, aber doch an einem passenden Platze für die Erweiterung Seines Reiches zu wirken."

Und es gab wirklich für den jungen Mann, der für Seinen Meister wirken wollte, allerlei zu tun und zu leiden, auch unter denen, die Christen waren. Er ging allezeit gerade durch, und machte dabei immer häufiger die Erfahrung, daß Gott d e n wieder ehrt, der Ihn ehrt. Er war klug wie die Schlange, wenn es sich darum handelte, irgend etwas zu lernen und zu berechnen in seinem Kaufmannsstande, aber auch ohne Falsch wie eine Taube, wenn es sich um sittliche Grundsätze handelte. Um Lebensart und geschmeidige Anpassung war es ihm weniger zu tun, als um die Ehre seines Herrn.

So hatte er einmal am Schluß des Rechnungsjahres die wenig Freude versprechende Verpflichtung, einem schwedischen Geschäftshause einen Fehler in der Rechnung zu unterbreiten und um Entschuldigung zu bitten. Er stärkte sich durch Gebet und machte sich auf den Weg, traf aber den Chef des Hauses nicht in der besten Laune an. Er brachte seine Sache vor und entschuldigte sich, so gut er konnte. Der Schwede meinte indeß, nachdem die Fehler gemacht seien, wäre es ein Leichtes, hinterdrein Entschuldigungen zu finden.

Hebich bemerkte demütig: „Wir machen ja alle beim besten Willen Fehler."

Das regte aber den Mann noch mehr auf. Als Hebich nun gar bat, er möge ihm doch seine Fehler vergeben, wie der Herr Jesus Christus uns auch vergebe, brach er in grimmigen Zorn aus über solche „Heuchelei".

Da fällt Hebich plötzlich im Kontor des Kaufmanns auf seine Knie und fängt an zu beten: „Du siehst, Herr Jesu, daß er mir nicht glaubt, so zeige Du ihm, daß ich die Wahrheit spreche; Du kennst mich, Du allein; Du weißt, wer wir sind. Sage Du mir's, ob ich ein Heuchler bin!"

Dies Gebet überraschte und beruhigte den zornigen Schweden. Er legte dem Beter die Hand auf die Schulter und sagte: „Es ist genug, stehen Sie auf!"

Aber Hebich hatte nun angefangen zu beten, und hörte nicht auf, seinen Herrn im Himmel zu bestürmen, hier der Richter zu sein. Er achtete nicht auf den wiederholten begütigenden Zuspruch des Schweden, und hielt nicht eher inne, bis diesem das Herz brach, und er unter Tränen den Beter bat: „Bitte, vergeben Sie mir; es tut mir leid, einen christlichen Bruder beleidigt zu haben!"

Dann erst sagte Hebich: Amen! Er stand von seinen Knien auf, und nun wurden statt Geschäftssachen innerste Herzenserfahrungen besprochen. — Durch solche Erlebnisse ermutigt, kam er immer mehr darauf, ohne Umschweife den Menschen ans Herz zu dringen. Es machte ihm nichts dabei aus, ob man ihn zart oder grob abwies.

Er kehrte 1828 über Moskau noch einmal nach Lübeck zurück. Bei Gelegenheit dieser Reise war es wohl, daß Hebich in Petersburg seines Passes wegen von der Polizei festgehalten wurde, als er eben an Bord gehen wollte. Alles Bitten, Zanken und Eifern wollte nichts helfen. Am nächsten Morgen mit Entschuldigungen entlassen, lief er fast außer sich dem Hafen zu, wo ihm in verschwindender Ferne sein Fahrzeug gezeigt wird. Wie staunte er aber als er, von einem anderen Schiffe nach Lübeck gebracht, die Kunde vernahm, jenes Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen. Jetzt konnte er Gott von Herzen für seine Gefangennahme danken. Gott hatte die Polizei in Petersburg dazu benutzt, seinem Knecht das Leben zu retten.

Ueber seine ferneren Erfahrungen lassen wir ihn weiter reden: „Der Herr hatte meine Reisen sichtbarlich gesegnet, sodaß ich in vollem Maße das Zutrauen

meines Hauses gewann. In diesem blieb ich bis Oktober 1829, und segelte dann in Gottes Namen nach Helsingfors, wo ich nach gefährlicher Fahrt glücklich landete und mich weiter auf das Gut Hattenpää bei Tammerfors begab. Ich war nun dort seit dem 8. November 1829 und wollte nach der Weise des Apostels mit Händearbeit das tägliche Brot verdienen, um dabei das selige Evangelium umsonst verkünden zu können. Es war da eines der größten Güter Finlands zu betreiben, und zugleich eine Papierfabrik, die einige 50 Arbeiter beschäftigte, zu beaufsichtigen.

„Im Verlauf aber zeigte es sich immer klarer, daß da mein Platz nicht sein könne. Um indessen das Ganze richtig einsehen zu lernen, verhielt ich mich ein volles Jahr inwendig stille, mich in allen Dingen genau prüfend, daß ich die Stimme des Geistes Gottes vernähme. Dann aber wußte ich ganz bestimmt, daß ich etwas Anderes vom Herrn zu erwarten hätte." (Man suchte ihn zu einer Heirat zu veranlassen, die ihn zeitlebens gebunden haben würde.)

„Durch Tausende von Schmerzen hindurch gebrochen, stand jetzt in mir der Entschluß fest, nicht eher zu ruhen, bis daß ich zum Missionsdienst unter den Heiden aufgenommen würde. Wofern mir aber Gott solches nicht gelingen lasse, wollte ich, weil ich alsdann das Meine getan haben würde, und mein Gewissen beruhigen könnte, desto freudiger mit aller Demut in meinen früheren Stand wieder eintreten; bat aber Gott inständig und mit voller Gewißheit der Erhörung, daß Er mir aus Gnaden nur das gelingen lassen wolle, was nach seinem Herzen sei.

Er schreibt dann an Missionsinspektor Blumhardt in Basel: „Teuerwerter Freund in Christo! Ich erlaube mir hiermit, Ihnen mein Herz zu öffnen, und bitte um Ihre Liebe. Ich bin von den Kindern, die sich unwürdig fühlen der grundlosen Liebe Gottes, so in

Christo Jesu ist, die aber dennoch, nachdem sie die Gnade überkommen und geschmeckt haben, keine Ruhe finden in dem bequemen Leben des Weltlaufs, sondern deren Herz brennt, etwas zum Preise dessen tun zu können, der sie zuerst geliebet und sein heiliges Opfer gelassen, welcher nun ihr einziger Trost, Hoffnung und Leben ist, ja Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit! Amen. Den wollen sie verkündigen als das Licht der Welt, als den alleinigen Weg zum Vater, der da will, daß allen Menschen geholfen werde. Dem wollen sie ihr Leben wieder aufopfern in seinem besonderen Dienst, dessen Eigentum sie sind, und der sie aus Gnaden mit seiner allmächtigen Hand trägt. Dies ist auch mein großer Wunsch, mein langes Sehnen und meine Bitte. O möge es Gott wohlgefallen, der auch die verborgensten Gedanken von ferne kennt!"

Er schildert sodann seinen Glaubensgang in Kürze, um fortzufahren: „Nachdem ich nun nämlich die Wichtigkeit meines Vorhabens überlegt, alle dabei unausbleiblichen Schwierigkeiten, Beschwerden und Aufopferungen bedacht, vor Gott mein Herz genau geprüft, und meinem Heilande meine ganze Sache, die doch Seine Sache ist, empfohlen habe, erlaube ich mir, Sie hiermit zu bitten, mich in Ihr Missionsinstitut aufzunehmen. Ich habe kein Vermögen, auch kenne ich dieserhalb die Anordnungen der Anstalt nicht. Meine Meinung ist indessen: ganz auf Kosten der Anstalt unter Gottes Gnade zu einem brauchbaren Missionar gebildet zu werden, wogegen ich mich von ganzem Herzen allen Vorschriften der Anstalt unterwerfe, und nach Vollendung meiner Studien auf deren Veranstaltung meinen Beruf in Gottes Namen anzutreten. Meine Reisekosten bis dortan glaube ich selbst bestreiten zu können.

„Mein väterlicher Freund, Herr Pastor Geibel, wird Ihnen meinethalben das Nötige mitteilen, an

welchen Freund ich Sie bitte, mir möglichst bald Ihre geneigte Antwort zuzuschicken. Mit erstem offenem Wasser, das ist im Mai oder Juni, bin ich bereit, meine Reise anzutreten.

„Wünschen Sie aber auch vielleicht noch zu wissen, was ich für ein Landsmann bin? so bin ich ein ehrlicher Schwabe, geboren zu Nellingen. Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi leite Ihr Herz auch in dieser Sache! Amen."

Geibel schreibt folgendes: „Hebich ist ein christlich ernster, durchaus redlicher Mensch. Sein Eifer, Missionar zu werden, glüht lange schon in ihm. Ich habe ihn früher zurückgehalten, demselben zu folgen, wissend, aus wie unreinen Quellen und unklaren Vorstellungen er bei so manchen jungen Leuten hervorgeht. Bei diesem ist's nach meiner Ueberzeugung nicht also. Auch hat er manche Eigenschaften, die wohl zu diesem Berufe eine köstliche Zugabe sind, nämlich ein offenes, heiteres, freundliches Wesen, das ihm leicht die Herzen gewinnt und ihn selbst solchen nahe bringt, die seiner Ueberzeugung entgegenstehen. Er ist gesund, verständig und unverwöhnt, und weiß sich in mannigfaltige Lagen zu schicken. Ob er fähig sei, sich mit Leichtigkeit auch fremde Sprachen anzueignen, weiß ich nicht, doch vermute ich's . . . In seinen früheren Verhältnissen hat er mit großer Treue und Geschicklichkeit gearbeitet, und sich die Achtung aller derer erworben, mit welchen er zu tun hatte. Ist es der Wille des Herrn, ihn zum Heidenboten zu gebrauchen, so wird Er dazu auch den Weg bahnen . . . Mit herzlicher Bruderliebe und ernster Fürbitte für Sie und Ihre Anstalt der Ihrige J. Geibel, Pastor der reformierten Gemeinde."

Frau Lefren erbot sich für die 4 Jahre, die Hebich im Missionshause zubringen müßte, 1600 Rubel zu zahlen, da das Komitee zur Zeit keine Mittel hatte. Er schreibt dann unter anderem noch:

„Ich habe mich jahrelang geprüft und mir das Ziel eines Dieners Christi unter den Heiden vor Augen gestellt, und bin gewiß, daß Christus in den Schwachen mächtig ist. Ich baue nicht auf mich selbst, sondern Christus allein ist meine Kraft. In Ihm kann ich alles tun. Solches ist meine Hoffnung zu dem, der mich erlöset hat und mich einst aufnehmen wird, sofern ich Glauben halte, in die Gemeinschaft der Gerechten. Er hat das namenlos große Werk vollbracht, daß auf die bedeutungsvolle Frage: wie kann ein Sünder gerecht und selig werden? die bestimmteste Antwort gegeben werden kann. Freilich bedarf ich sehr der Geduld und Barmherzigkeit meiner Brüder, weil ich noch in gar vielen Stücken wider meinen Willen fehle. Ferner hat mich Gott nach seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit nur mit mittelmäßigen Gaben ausgerüstet; meine Kenntnisse sind allerdings nur gering. Ich spreche neben dem Schwedischen etwas Französisch und Englisch, und habe auch in meiner frühen Jugend Latein und Italienisch angefangen. Meine Meinung ist auch nicht, ein großer Gelehrter zu werden. Bin aber gewiß, daß mir Gott so viel Kraft geben wird, daß ich das erlernen kann, was zu meinem oder vielmehr Seinem Amte nötig ist. Er hat das Christentum und das Wort von der Gottseligkeit durch ungelernte Handwerker gegründet, die aber in Seiner Kraft mächtig waren. Mit einem Teil von dieser Seiner Kraft wird Er auch noch zu unserer Zeit Seine Heidenboten zu Seiner Ehre ausrüsten, denn Er ist ein lebendiger Gott und steht zu Seiner Sache. Das ist mein Glaube und mein Gebet.

„Prüfen und handeln Sie nun, nach dem Ihnen Gott ins Herz gibt. Meinem Freunde in Lübeck schrieb ich, wenn es mit Basel nichts sein sollte, sich für mich bei der Londoner Missionsgesellschaft zu verwenden. Ich schreibe noch heute an dieselbe, ob sie mich aufnehmen will. Wenn aber Sie mir ein liebliches Ja

nehmen will. Wenn aber Sie mir ein liebliches Ja geben, komme ich gewiß, falls die Londoner mich nicht gewählt haben" (dazu an Geibel: „Das Schreiben nach London ist, der Adresse vermangelnd, nicht abgegangen"). Hebich eilte so sehr, weil die Schiffahrt in Finnland damals nur bis Anfang September währte.

Es kam auch bald ein „liebliches Ja" aus Basel an! Seine Briefe hatten den Baseler Brüdern gezeigt, daß Hebich ein Mann sei, den Gott augenscheinlich zu einem Missionar berufen habe. Er wurde auf eine Jahresprobe einberufen. In einem ergreifenden Briefe bittet er dann um Fürbitte. Er machte sich auf den Weg und langte doch erst spät in Basel an, weil es so viele Hindernisse zu überwinden gab. —

Wir sehen an Samuel Hebich, daß, wenn Gott jemanden in Seinen Dienst ruft, er auch die Wege bahnt, die der Berufene gehen soll. — Ruft dich Gott vielleicht auch, lieber Leser? Ruft Er dich am Ende durch die Not der Brüder?

Von manchem alten Ufer,
Aus manchem finstern Land,
Ertönt das Flehn der Rufer:
Löst unsrer Blindheit Band!

IV. In der Rüstkammer.

Nun ziehet Gottes Harnisch an,
Seid kampf- und marschbereit!
Der Weg zum obern Kanaan
Führt ja durch Kampf und Streit!

(Fanny Crosby.)

Das Basler Missionshaus, in dem Samuel Hebich gegürtet und ausgerüstet wurde nach der theoretischen Seite für seine künftige Aufgabe, ist aus kleinen Anfängen hervorgegangen. Am 26. August 1816 in Verbindung mit der „Christentumsgesellschaft" mit Furcht und Zittern, aber im Aufblick auf den Herrn begonnen, ist jetzt diese Missionsanstalt der gesegnetsten eine und treibt ihr ausgedehntes Werk in Afrika, Indien und China, während viele deutsche Gemeinden in den Vereinigten Staaten, Brasilien, Australien und in andern Ländern von ihr versorgt werden mit ernsten, begeisterten Predigern des Evangeliums. Hier trat Hebich nun im Jahre 1831 als Schüler ein.

Es war gerade Weihnachtsheiligabend, als der freundliche Inspektor Blumhardt mit der kleinen Missionsfamilie das Kommen des Heilandes in die Welt feierte, als es an die Tür klopfte. Auf das „Herein!" trat ein vornehm aussehender Fremder in den traulichen Kreis, dem der liebe Inspektor in einiger Verlegenheit entgegenging, um ihn zu begrüßen. Aber bald wich die Verlegenheit des Inspektors, er küßte den Neuankommenden auf beide Backen, und stellte ihn der Gesellschaft als den „neuen Bruder Hebich" vor.

„Wir sind gerade dabei, unser Weihnachtsfest zu feiern, lieber Bruder. Der Herr sei mit Ihnen und segne diesen Tag, der Sie in unser Haus gebracht hat. Aber, ich bin gewöhnt, zu den Brüdern „Du" zu sagen;

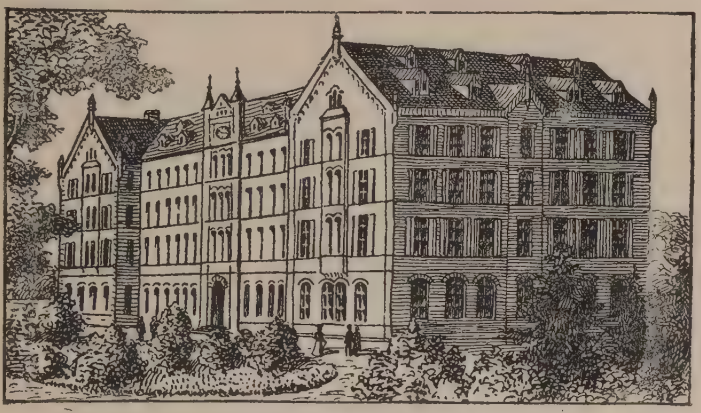
Sie verstehen, es ist das so Sitte hier, — da ist auch schon ein Tellerchen für Dich!" Es waren einige Aepfel und Nüsse, die dem angehenden Missionar hingestellt wurden. — Blumhardt betete noch herzlich mit allen, wobei er in besonderer Weise des Neuangekommenen gedachte, dann ergriff jeder der Zöglinge seinen Teller, dankte in artig lieber Weise zuerst dem Herrn Inspektor und dann der Frau Inspektor, und zog zufrieden und glücklich ab.

Hebich stand unschlüssig da. „Wollen Sie — willst Du, lieber Bruder, nun nicht auch Deinen Teller mitnehmen? Es ist so unsere einfache Art." — Nun nahm er seinen Anteil an der Bescherung und dankte in etwas gezwungener Weise, als er das Zimmer verließ, um sich sein neues Heim anweisen zu lassen. Er erhielt seinen Platz auf einer der zwei Studierstuben, und hier erst kam er recht zu sich und fand Gelegenheit, sich umzusehen.

Das also war das Missionshaus, von dem er so lange bei Tag und bei Nacht geträumt hatte! So hatte er sich's allerdings nicht vorgestellt; es sah alles so klein aus. Nach dem Russen Börling war er der Aelteste unter den 33 Missionszöglingen, die ihm großenteils noch sehr unentwickelt dünkten. Wenn er sich an seine Erfahrungen erinnerte, wurde es ihm schwer, sich unter diese Jünglinge zu demütigen, die von der Welt noch so wenig gesehen, das eigene Herz kaum recht kennen gelernt hatten, und doch mit großer Bestimmtheit die Ansichten und Gefühle dieses oder jenes christlichen Kreises, in dem sie herangewachsen waren, aussprachen. Dazu kam der überaus enge Raum, in welchem man zusammengepfercht war, nebst einer Menge zum Teil „klösterlicher" Dienste, in die man sich Tag für Tag teilen mußte.

Es gab schwere Stunden, in denen Samuel an seiner Führung irre werden wollte; das erstemal in

seinem Leben hatte er nun die Erfahrung und die Not der Schule durchzumachen. Sie sind ihm aber überaus wertvoll geworden; und noch in seinem letzten indi-



Das neue Missionshaus in Basel.

schen Jahre pries er einem Kaufmann, der ohne eine solche Uebungszeit in den Missionsdienst getreten war, die wohltätige Wirkung dieses Zusammenlebens an, indem er ihm wünschte: „Ach, daß du auch nur ein Jährchen im Missionshaus zugebracht hättest! Wie wird da unser einem der Rost heruntergetan, wie wird man so tief gedemütigt!"

Einer der Brüder aber schrieb in den Wochenbericht: „Heute langte Samuel Hebich aus Finnland an. Möge der Herr seinen Eintritt zu seinem und unser aller, ja vieler Heiden Segen gereichen lassen. Möge sein ganzes Leben und Wirken in des Herrn Kraft gedeihen!"

Die Lektionen, die nun in rascher Aufeinanderfolge mitgemacht werden mußten, boten auch ihre Haken. Die Kandidaten Werner (der bald durch Staudt ersetzt

wurde) und Blumhardt lehrten die meisten Fächer; der Inspektor gab Bibellehre und Religionsgeschichte, Antistes Falkeisen Pastoraltheologie und Katechetik; Pfarrer von Brunn erklärte irgend eine neutestamentliche Schrift, und die Vorlesungen Professor Hagenbach's über Kirchengeschichte und theologische Encyklopädie wurden gleichfalls besucht. Das Lernen von Vokabeln und grammatischen Formen fiel dem alten Schüler schwer, so entschlossen er sich auch an die Arbeit machte.

Was ihn noch mehr umtrieb, war die Schwierigkeit, bei jedem neuen Pensum den Nutzen gerade dieser Vorbereitung für den künftigen Beruf einzusehen. Er war darüber sehr angefochten, bis (19. Juli 1832) der geistesmächtige Spleiß das Missionshaus besuchte und den Schülern in 3 Stunden die geistliche Waffenrüstung (Eph. 6) erklärte.

Bei diesem Manne ging ihm das Herz auf, und seinen Trost, daß das Lernen freilich nicht die Hauptsache sei, wer es aber auch nicht weit darin bringe, doch dadurch im Gehorsam immer völliger werden könne, vermochte er sich von Herzen anzueignen. Als er dann ins Hebräische eingeführt wurde, ging ihm erst ein Licht auf, daß das Erlernen der hebräischen und griechischen Sprache zu der Erkenntnis der Gottesgedanken in ihrer ursprünglichen Gestalt dienen solle. Es war ihm später leid, nicht weiter gekommen zu sein, und das mühsam Erlernte aus Mangel an Pflege sichtlich schwinden zu sehen; aber einen wesentlichen Vorteil zog er doch aus diesen schweren Anfängen: Achtung vor rechten Theologen und Willigkeit, die Hilfsmittel, welche sie ihm boten, zu benützen. In Meyers Bibelübersetzung und Noten, sowie in der Berleburger Bibel hat er sich noch oft umgesehen, nachdem schon alle andern Bücher bei Seite gelegt waren.

Im übrigen ging ihm das Lernen nicht recht von statten. Das Urteil der Lehrer über ihn lautete: „Hebich hat wenig Talent für die Grammatik der Sprachen, wiewohl es ihm vielleicht leichter würde, dieselben durch Umgang zu lernen; er zeigte sehr viel Reife im Leben, und im Halten von Vorträgen scheint er sehr gesegnet."

Ein charakteristisches Histörchen wird noch heute erzählt unter den Studenten, um seine Abneigung gegen das Studium zu beleuchten. Als er einmal wieder versucht hatte, die einfachsten Regeln der hebräischen Grammatik zu bemeistern, ohne sie in seinen Kopf bringen zu können, ging er an den Rhein und warf seine Grammatik in die gurgelnden Wogen mit den Worten: „Ich will nichts von dir, daß du nicht sagest, du habest Abraham reich gemacht!" (1. Mose 14.)

Als das Komitee sah, daß der ungestüme junge Mann nicht lernen wollte und konnte, wegen seiner Ungeduld und scheinbar angeborenen Abneigung gegen systematisches Studium, berieten sie über ihn und beschlossen ihn fortzuschicken. Plötzlich aber erschien Hebich vor ihnen, ungerufen, und sagte: „Brüder, Gott hat mich hierhergesandt. Ich bin seinem Befehl gehorsam. Obgleich ihr beschlossen habt, mich fortzusenden, werde ich doch nicht gehen, denn Gott hat mir keine Erlaubnis zu gehen gegeben!" Hebich blieb da, weil das Komitee seinen Beschluß nie verwirklichte.

Man mußte eben bei dem eigenartigen Zögling anerkennen, daß er eine hervorragende Berufung hatte, Seelen zum Heiland zu führen. Wenn es sich darum handelte, einen Menschen anzuregen, Jesum zu suchen, dann war er der Erste.

Auf Ausflügen (z. B. in der Karwoche nach Königsfeld, an Weihnachten ins Elsaß) benutzte er jede Gelegenheit zur Predigt des Wortes. Seine erste Ferienreise 1832 ging mit einem Freunde in die französische

Schweiz. Er schreibt: „Nachdem wir beide singend und lobend dem Herrn unser tiefstes Innere dargebracht, Ihm, der uns täglich so überschwenglich segnet, aber uns jetzt eine besondere Erquickungszeit bereitet, setzten wir unseren Weg freudig fort, indem wir Ihm all unser Tun und Lassen empfahlen, mit der demütigen Bitte, Er möchte uns etwas zu Seinem herrlichen Preise und zum Segen Seiner Kinder um Seines Namens willen sein lassen!"

Gar wohl wurde es ihm in Grandval bei Pfarrer Gagnebin und der alten Mutter Gobat: „Es ist da großer Eifer mit aller Liebe und Demut für die Sache des Herrn. Am 24. Juli gingen wir mit Studiosus Gobat auf den Weißenstein, um die herrlichen Werke unseres großen Gottes in der Natur zu betrachten, und wahrlich, der Anblick ist überaus erhebend."

In Neuchatel wurden die Wanderer von einem Pfarrer liebreich aufgenommen, der aber bedauerte, sie nicht beherbergen zu können. „Wir kamen darauf zu einem neuetablierten Schuster M., der überaus wenig Platz hatte, aber uns mit vieler Freude im Namen des Herrn beherbergte. Wie ist es doch ein so großes Ding um die Einfalt in Christo! Welches Wohlgefallen muß Er, dem alles gehört, an solchen Seelen haben! Meine Seele wurde tief gebeugt, und ich darf sagen, es will ihr außer Niedrigkeit des Geistes nichts mehr gefallen, denn ich fühle die Kraft Gottes, die darin liegt. M. ist ein Separatist, aber er liebt die, welche den Herrn lieben, und meine Seele liebt ihn auch. Wir berührten nichts davon, doch halte ich, der Geist der Trennung sei nicht von Gott; denn es gibt nur e i n e Kirche und e i n e n Geist."

Auch in Corcelles fand er „zwei Segenshäuser, durch die das Wort der Versöhnung in vielen Herzen verbreitet wird!" Ebenso in dem revolutionär aufge-

Kirche in Nellingen auf der Alb.

regten Couvet liebe Freunde, die sich zur Brüdergemeinde hielten.

Eine ähnliche Reise führte ihn im nächsten Jahre in die Gegenden um den Bodensee. Davon hat sein Begleiter Heinrich Frey eine ergötzliche Mitteilung gemacht:

„Wir kamen an einem Hügel vorbei, der ein Schloß trug. Hebich meinte, da müssen wir einmal hinauf; umsonst wollte ich ihn zurückhalten. Allerhand Wagen und Pferde standen vor dem Eingang, Hebich sagte aber der Dienerschaft, er möchte gern die Aussicht beschauen und ließ sich bis auf die Altane führen. Ob er nicht auch den Herrn des Hauses sehen könne? fragte er zuletzt, ohne auf meine abmahnenden Winke zu merken. Derselbe trat einen Augenblick heraus, wurde von Hebich feierlich angeredet und lud uns ein, einige Erfrischungen anzunehmen. Hebich zog mich in den Saal, setzte sich und fing bald mit den Umsitzenden lauter zu reden an, bis endlich alles zuhörte. Er schlug zuletzt vor, er wolle auch noch etwas lesen, zog alsbald sein Neues Testament aus der Tasche und las einen Abschnitt. Dann sagte er ruhig: „Jetzt laßt uns auch beten"! und kniete nieder.

Viele flüchteten nun zwar in den Garten, mit den Zurückbleibenden aber betete er sehr herzlich und wurde sodann vom Hausherrn mit den gerührtesten Dankesbezeugungen entlassen: „er selbst kenne und liebe den Herrn, habe den ganzen Morgen geseufzt, daß es ihm doch gegeben werde, den Tag nutzbar zu machen, und sei nun überaus froh, daß Gott uns hergeführt habe."

Von einer anderen Reise, die ihn mit seinen Gefährten auch über den Simplon führte berichtete er:

„Wir übernachteten im Kloster, wo uns die Klosterherren freundlich bewirteten. Ich hatte beim Abendessen Gelegenheit, von der lebendigmachenden Kraft in Jesu Christo zu zeugen, indem ich meine Bekehrung

erzählte." Ueber die Grimsel, am majestätischen Rhonegletscher vorbei ging es nach Meiringen. Die Wengernalp bestieg Hebich allein, „wo ich in den hohen Gebirgen meinen Herrn und Meister erkennen durfte." Dann wanderte er über Bern und weiter dem lieben Missionshause zu. „Ich darf zur Ehre des Herrn sagen, daß auf dieser kurzen Reise mein inwendiger Mensch sehr gestärkt worden ist durch die Bekanntschaft mit so vielen teuren Jüngern. Wir sind in der französischen Schweiz fast in keinem Hause ohne Gebet entlassen worden, und durften fühlen, daß es ein köstlich Ding ist, mit teuer erkauften Seelen Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit zu haben."

Während der kriegerischen Verwicklungen infolge des Streits der Landschaft mit der Stadt Basel kamen viele Soldaten ins Missionshaus, besonders im Mai 1832. Samuel bot sich diesen Besuchern gern als Führer an, nicht nur, um ihnen das Sehenswerte im Museum und in der Anstalt zu zeigen, sondern ihnen — einzeln und auch in ganzen Trupps — den Weg zum Himmel klar zu machen.

Wenn es sich freilich um einen „Auszug" handelte, und der Inspektor gutmütig auch einige Zöglinge ins Feld mitschicken wollte, stieß er bei Hebich auf Widerstand. Er weigerte sich, „um dieser miserablen Händel willen sich in irgend eine Gefahr zu begeben. Seine Glieder gehörten dem Herrn Jesu an, der allein habe darüber zu verfügen; für die Heiden gebe er alles her, für die Stadt Basel keinen Tropfen Blutes."

Sehr anregend für Hebich wurde der Aufenthalt im Missionshause durch die vielen Verabschiedungen von Brüdern, sowie durch das Eintreffen ihrer Briefe aus der Ferne und die Besuche manches ausgezeichneten Mannes. So hielt der französisch-amerikanische Quäker Grellet einmal eine ergreifende englische Ansprache an die Brüder. Ein andermal redete Dr.

Steinkopf über die Demut, warnte vor Hochmut, rühmte aber den Mut, der uns beseelen sollte; alles Dinge, die für einen Missionar unentbehrlich sind. Im November 1833 überraschte die Brüder das plötzliche Erscheinen Gobats aus Abessinien.

Am 16. März 1834 wurde Samuel Hebich mit den beiden andern Brüdern Lehner und Greiner in Lörrach i. Baden ordiniert. Zweieinhalb Jahre hatte er im Missionshause zugebracht. Einen Gelehrten hatte man zwar nicht aus ihm machen können, aber seine brennende Liebe zum Heiland und zu den Menschen, verbunden mit seiner Aufrichtigkeit und Demut, geleitet von einem praktischen Sinn, verhießen einen erfolgreichen Seelengewinner in ihm hinaussenden zu können. Und das Komitee hat sich nicht in ihm getäuscht.

Am Palmsonntag darauf wurde er mit den obengenannten Brüdern in der Martinskirche in Basel feierlich verabschiedet. Hebich redete zu der großen Versammlung über Psalm 45, 3, und legte ein feuriges Bekenntnis ab von seiner völligen Hingabe an den „Schönsten unter den Menschenkindern", das tiefen Eindruck machte. Der alte Pfarrer von Brunn segnete die Scheidenden unter brünstigen Gebeten ein.

V. Das Arbeitsfeld.

„Gewürzte Düfte weben,
Sanft über Indiens Flur
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur!“

Wo wollte Gott diesen Mann nun gebrauchen? Welchen Leuten sollte er zum Führer werden? — Nun, Samuel Hebich hatte sich seinem Gott völlig ausgeliefert, drum konnte Gott ihn als Werkzeug auch auf die mannigfaltigste Weise gebrauchen. Er wurde zu den braunen Heiden gesandt, ihnen das Heil in Christo zu verkündigen, fand aber auch draußen, wie er einmal bemerkte, weiße Heiden, die das Evangelium noch nötiger brauchten. Kurz, wo immer er Menschen fand, da sah er sein Arbeitsfeld, die Liebe Gottes in Christo anzupreisen.

Eine Katechetenschule in Indien zu begründen, waren die Missionare ausgesandt. Fürst Viktor on Schönburg hatte in hochherziger Weise 10 000 Taler für einen solchen Zweck versprochen, und im englischen Parlament war gerade der neue Freibrief der ostindischen Kompagnie durchgegangen, der Europäern aller Nationen den Zutritt in Indien und den Ankauf von Grund und Boden dort in unbedingtestem Umfange gestattete. Dem neuerwachten, starken Missionstriebe konnten sich die englischen Politiker und Handelsleute nicht mehr widersetzen, sie hatten das Land geöffnet, um dem Evangelium freie Bahn zu machen. Nun richteten sich die Blicke Blumhardts und der übrigen Mitglieder des Baseler Komitees nach diesem durch die Natur so reich gesegneten Lande, um dort die Erstlingsstation eines Werkes anzulegen, das sich in wun-

derbarer Weise unter dem Segen Gottes weit ausbreiten sollte.

Hebich nahm Abschied von der betagten Mutter in Ulm. Er sollte sie auf Erden nicht wiedersehen. Sie sagte zu ihm: „Du bist immer ein folgsamer Sohn gewesen gegen Vater und Mutter; der Herr wird dich segnen!“ — Dann reiste der junge Missionar nach London, nicht, bevor er auf dem Wege erst noch allerlei Leute besucht hätte, um das Missionsinteresse bei ihnen zu erwecken, und durch gesegnete Gemeinschaft mit den Brüdern, die er fand, sich die Hände zu stärken. — Am 28. April langte er in London an, während seine Begleiter sich in England bereits im Englischreden übten.

In London fand Hebich besonders in den Mai-Konferenzen der verschiedenen Missionsgesellschaften reiche Anregungen für Herz und Geist. Er versäumte aber doch über all dem vielen Neuen, das er hörte, auch die Vorbereitungen für die Seereise nicht. Er besprach sich viel mit Dr. Coates, dem Sekretär der englischen Missionsgesellschaft, von dem er manchen guten Rat erhielt. Eine neue Nachricht vom Komitee wies die Brüder an, eine gesunde Stadt, zwischen Kotschi und Bombay, zum ersten Aufenthaltsort zu wählen. „Des Herrn Wille geschehe,“ sagte Hebich dazu, „wir wollen in allem Seinem Zuge folgen, und von Herz und Verstand den rechten Gebrauch zu machen suchen!“

Auf dem „Malabar“, einem nagelneuen Schiffe, schifften sich die 3 Brüder ein. Sie hatten nützliche Freunde an 2 Mitreisenden, dem Miss. B. Bailey und dem Kollektor Sullivan, welche nach Indien zurückkehrten. Kurz vor der Einschiffung war Hebich mit Coates so ziemlich übereingekommen, „das die Stadt Mangalur vorläufiger Aufenthalt zur Erlernung der kanaresischen Sprache sein solle, worauf die Mission,

wenn es dem Herrn gefallen sollte, in der Binnenlandstadt Karkal gegründet werden könnte."

Aber es hat sich auch hier gezeigt, daß des Herrn Wege oft andere sind als unsere Wege. Als Hebich müde heimging zur Ruhe des Volkes Gottes, hatte Karkal noch immer keinen Missionar, während der treue Gottesbote an so vielen anderen Orten den Samen des Wortes reichlich ausgestreut hatte, der fröhlich der Ernte entgegenreifte! —

Am 12. Juli bestieg Hebich das Schiff in Portsmouth; am 15. fuhr es hinaus, hielt ein paar Tage vor Madeira und eilte dann ohne Unterbrechung der Malabarküste zu. Hebich blieb gern auf dem Verdeck, während es seine Brüder vorzogen, in der Kajüte zu lesen und zu studieren. Er machte sich an die Matrosen, um mit ihnen über den Weg des Lebens zu sprechen und christliche Schriften unter sie auszuteilen, fand aber harten Boden. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sich Eingang bei ihnen zu verschaffen, sagte er eines Tages: „Liebe Freunde, ich bin ein Diener Christi und habe den Auftrag, allen Menschen, zu denen ich komme, also euch in seinem Namen den Weg des Lebens darzulegen. Ich muß meine Schuldigkeit tun; und damit keiner von euch an jenem großen Tage sagen könne, Dein Knecht hat uns versäumt, und ist auf unserem Schiffe stille gelegen, so will ich euch nun ein Wort verkündigen, denn ich weiß nicht ob ihr über Tage noch lebet; dann habe ich wenigstens das Meinige getan". Er berichtet weiter: „Da keiner Lust bezeigte, ging ich betrübt in meine Kajüte zurück; allein kaum war ich da angekommen, so eilte mir ein Matrose nach, mir zu sagen, sie seien alle bereit, mich zu hören. Ich ging sogleich im Namen des Herrn. So treibe ich's nun mit ihnen; manchmal hören sie mich und ich streue in Hoffnung den Samen unter

ihnen aus; manchmal muß ich wieder gehen, wenn sie den Schlaf vorziehen."

Wie er weiter treulich Arbeit sucht für Seinen Meister, schildert er im Folgenden:

„Wenn kein Hindernis in den Weg tritt, gebe ich täglich 3 Stunden evangelischen Unterricht. In der ersten Stunde kommt ein Mann aus der französischen Schweiz, der eine wunderbare Führung hat und mich freiwillig um Unterricht im Christentum ersuchte, da er eine große Unruhe in sich herumtrage. Ich habe die süße Hoffnung, daß er zu einer lebendigen Erkenntnis Gottes in Christo gelangen wird. In der 2. Stunde kommt ein 16 jähriger Jüngling, ein Kadett aus Schottland; er hat sich, durch Gewissensnot getrieben, an mich gewendet, übt durch seinen Leichtsinn meine Geduld aufs äußerste, hat aber auch Stunden der Empfänglichkeit und kommt täglich fleißig. In der 3. Stunde kommt der Steuermann, der sich diese Zeit vom Schlaf abbricht; der Geist Gottes arbeitet an seinem Herzen, und wenn die Schmach Christi ihm nicht zum Falle wird, so habe ich große Hoffnung für ihn." Dieser Steuermann besuchte später als Kapitän alljährlich zweimal die Station Kannanur; dann verstand es sich von selbst, daß Hebich an Bord seines Schiffes ununterbrochen bis zum Ankerlichten sein Werk ausrichtete, indem er der Mannschaft, den Offizieren und Passagieren die gute Botschaft ans Herz legte. In seinem Gebet beim Gottesdienst hat er an jedem Sonntag auch dieses Schiffes gedacht.

Am 12. Oktober sah man die ersten Kokospalmen der Lakkadiven; der nächste Morgen gewährte den erhebenden Anblick der Ghatkette, und am Abend fiel der Anker vor Kalikut, der Hauptstadt Malabars. Brünstige Gebete stiegen in jener Nacht zum Himmel auf; daß doch der Eintritt in diese neue Welt den Sendboten

selbst zum Segen und den Völkern, denen sie entgegen gingen, zu ewigem Heile dienen möchte.

„Seht, hier ist Heidentum!" sagte Hebich nachher beim Betreten des Landes, auf einen Haufen faulender Fische deutend. „Hier ist Zersetzung des Todes. Hier müssen wir Leben bringen, das Leben Christi Jesu. Wir müssen alles reinigen mit dem Evangelium!"

Am Morgen des 14. Oktober 1834 hörte Richter Nelson von der Ankunft eines Schiffes auf der Rhede; ein frommer Mann, der etliche Jahre später sein einträgliches Amt aufgab, um gegen die Unterstützung des Götzendienstes durch die ostindische Kompagnie, so viel an ihm lag, zu protestieren. Der Gedanke, Missionare könnten auf dem Schiffe sein, trieb ihn ans Ufer und ins Boot; er nahm gleich die Baileys und die 3 Baseler mit sich auf seinen freundlichen Hügel, wo er sie in Zelten unterbrachte und aufs Zuvorkommendste bewirtete. Am liebsten hätte er die Deutschen für Malabar behalten; doch da einmal Mangalur ihre Bestimmung war, schrieb er seinem jungen Freunde daselbst, dem Unterkollektor Findlay Anderson, ob er für sie sorgen wolle, setzte den Brüdern den Stand der Dinge in Kanara auseinander und bestellte alsbald für sie in Madras die teuren kanaresischen Wörterbücher und Grammatiken.

Anderson lud die Brüder mit großer Freude ein, und nach einer sechstägigen Reise grüßte er sie fröhlich bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt von Kanara.

Dieser treue Freund, der über 20 Jahre lang der Mangalur-Mission die wichtigsten Dienste leisten sollte, war eine unschätzbare Hilfe für die Neuangekommenen. Die Sache des Reiches Gottes lag ihm so am Herzen, daß er gerade damit umgegangen war, einen Kolporteur zur Verbreitung christlicher Schriften anzustellen; nur wollte sich nirgend ein geeigneter Mann finden. Wie froh war er jetzt, 5 Missionare auf einmal zu beher-

bergen und sie mit Land und Leuten bekannt zu machen. Von Kotschi bis Bombay war die Küste noch unbesetzt von Boten Christi. Im Innern waren Bangalur, Bellary und Belgam die nächsten Missionsstationen, keine unter 100 Stunden weit entfernt. Da dieselben aber im Gebiet der kanaresischen Sprache lagen, setzte man sich alsbald mit den Londoner Brüdern, welche dort arbeiteten, in Verbindung und freute sich königlich über die Willkommschreiben und die ersten Traktate und Bibelteile, die von ihnen eintrafen.

Nun waren die Missionare mitten in ihrem Arbeitsgebiet. Man zählte damals 20 000 Katholiken, 651 000 Hindus und 46 000 Mohamedaner in Kanara. Die etwa 18 Personen zählenden Engländer in Mangalur wurden nur zweimal im Jahre von einem Kaplan besucht und baten die Missionare um einen sonntäglichen Gottesdienst. Die Brüder versuchten es mit ihrem mangelhaften Englisch, und da ihre Zuhörer sich damit gern zufrieden gaben, predigten sie abwechselnd jeden Sonntag englisch.

Hebich fühlte sich ungemein wohl in dieser neuen Welt. Er schreibt am 31. Dezember 1834: „Wir können fest glauben, der Herr hat uns hierher geführt, in Seinem Namen stehen wir hier. Dies ist aber noch ein ganz unbearbeiteter Boden, eine geistige Wüste. Im Namen des Herrn haben wir die kanaresische und Konkanisprache gewählt, die erste als die Hauptsprache des Landes, die zweite als die nächstwichtigste; dann ist aber noch ein bedeutender Volksstamm hier, die eigentlichen Bauern, die Tulu reden; diesem Volke gehört zunächst das Wort vom Leben; aber ihre bis jetzt noch schriftlose Sprache zu erlernen, muß man erst das Kanaresische kennen; diese Tululeute haben nichts mit den Engländern zu tun, und nicht einer von ihnen versteht englisch. Dieses Volk liegt uns auch am Herzen; es soll das Wort des Lebens übersetzt bekommen und ge-

predigt hören: Sie sehen, wie vieler Hände es bedarf.

Bei einer Wahl von Brüdern, die Sie für uns zur Stütze ausersehen, möchten wir allein solche vorschlagen, die einen geübten Blick auf den gekreuzigten Heiland haben. —

Wir haben bisher immer alles reichlich gehabt; auf meinen vielen Reisen ist es mir in jeder Hinsicht schlechter und mühseliger ergangen. Doch geht hierzuland alles sehr langsam, und unsern kleinen Haushalt einzurichten hat mich viel Mühe gekostet. Mit den versprochenen 2500 Mk. per Jahr glauben wir auszureichen. Wir müssen wohl ein Haus kaufen, was dem Bauen weit vorzuziehen ist. Aber das Aeußerliche ist freilich das Wenigste. Wie wir durch den Geist Gottes auf viele Geister wirken, so wirken diese wieder auf uns, wenn sich die Seele nicht fleißig von der Urquelle des ewigen Geistes Leben sammelt, so wird sie jenen Geistern konform gemacht, welche sie durch den Geist bekämpfen sollen. Gedenket unser; denn nur so viel wir im Geiste wandeln, werden wir fruchtbar sein für das ewige Königreich unseres Gottes."

Wie nun die Brüder das Volk um sie her betrachteten, seine Götzendienste mit anschauten und die Not desselben beherzigten, mochten sie sich wohl die Sprachengabe wünschen, um flugs unter sie zu treten und zeugen zu können. Wenn aber ein erfahrener Bruder von Bangalur schrieb: vor zwei Jahren sollten sie doch nichts anfangen, so mußte ihm zwar Hebich Recht geben, so fern er seine eigenen Fortschritte in der Sprache berechnete, „mein Herz und meine Geduld werden aber sehr auf die Probe gestellt."

Im heißen April und Mai ging es ihm kümmerlich, doch allmählich lernte er die Leute verstehen, besonders seinen brahmanischen Munschi, der etwas Englisch wußte, und dem er's nicht lassen konnte, mit den göttlichen Heilswahrheiten zu Leibe zu rücken.

Aber wie fand er diese Menschen „so ganz in der Hand des Satans! Wenn mein Brahmane einmal von der Wahrheit des herrlichen Evangeliums überrascht wird und sein Gewissen seinen Lippen die Zustimmung abzwingt, so kehrt er nach Hause zurück, und am andern Tage ist nicht nur alles weg, sondern ein größerer Unglaube hervorgewachsen. Dieser wird dann den Tag über durch das Lesen des Worts wieder in gewissem Grade beseitigt und am nächsten Tage ist es wieder dasselbe Lied. Ihr Aberglaube geht über alle Begriffe; einmal z. B. behauptete er: hundert Kinder morden ist lange kein so großes Verbrechen, als eine Kuh schlachten."

„Neulich hatte ich eine zweistündige Unterhaltung mit drei Brahmanen. Auf die Frage: „Wer ist euer Gott, Brahma, Wischnu oder Schiwa?" wurden deren Charaktere mit ihren Taten vorgenommen, wie sie ihre Schastras erzählen, und nun gefragt: „Kann das Gott sein?" — Antwort: „Aber auch in eurer Bibel nennt sich Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; wer sind denn diese?" Nachdem es ihnen erklärt war, ließen sie ihre drei Götter auch fahren, die sie auf einem Papier mit drei Nullen bezeichneten, und nun blieb nur eine große Null, welche das Urwesen bezeichnen sollte, von dem die drei Andern ihr Wesen erhielten. — „Wer ist aber das Urwesen?" — Da wurde auf die Wand gewiesen: „Das ist in Allem!" — „So habt ihr denn keinen Gott," sagte ich ihnen und machte begreiflich, daß der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, nicht in Mauer und Holz, sondern ein persönlicher Gott ist. Aber die Beweise tun es nicht; diese Leute suchen keine Wahrheit und bleiben daher nach wie vor. Hierher gehört ausharrende Geduld, und nur der Wunsch kann uns beseelen: einen Trieb zur Wahrheit in ihnen zu erwecken. Unser Munschi, der

den Dolmetscher machte, war den andern Tag wieder ebenso abergläubisch und ungläubig!"

Natürlich fehlte es auch nicht an allerlei Ergötzlichkeiten. Er hatte einmal nachdrücklich vor der „offenen" Hölle gewarnt; da fragte ihn ein feiner Knabe ganz artig: „Wollen Sie dann nicht die Güte haben, ihren Deckel zuzumachen?"

„Die Katholiken", äußerte er sich, sind wirklich in einem höchst traurigen Zustand; noch immer sind sie in vier Kasten geteilt, haben ihre heidnischen Gebräuche mit herübergenommen und begehen ihre Feste mit Schießen und Feuerwerk. Am Karfreitag sah ich zu, wie sie die ganze Kreuzigung vorstellten und unter Trommeln und Pfeifen ihr Bild herumtrugen. Die Bibel ist ihnen aufs strengste verboten; einige, denen wir Bücher gaben, brachten sie wieder zurück. Nur ein Mann, der alte Portugiese Pingo, ist durchs Lesen der Bibel zum Herrn gekommen. Unser Augenmerk ist immer auf eingeborene Knaben gerichtet; etliche, denen wir Büchlein geschenkt, kommen wieder, aber viele Büchlein werden zurückgegeben, andere auch von den Priestern verbrannt. Wir müssen warten, bis uns der Herr einige Jungen zuführen wird."

Doch nicht nur den Eingeborenen fühlte sich der treue Diener seines Herrn verpflichtet. Ihm, der sich als Schuldner, der Heiden sowohl als auch der Namenchristen wußte, konnte es nicht verborgen bleiben, wie zuchtlos viele der Weißen dort lebten. Er schreibt in einem Bericht: „In Mangalur liegt jetzt alles voll Militär. Leutnant C. wohnt bei uns, als ein geistlicher und leiblicher Patient; er wird seines Saufens wegen wohl seinen Dienst verlieren. Dazu haben wir auch den trunksüchtigen Dr. P. mit Frau und Kind aufgenommen, die von den Kurgs gefangen waren. Die Engländer kamen sonntags in unser Haus zum Gottesdienst; es geht aber traurig unter ihnen zu.

Zwei Bombay-Offiziere duellierten sich; Leutnant S. (ein erweckter Mann!) hieb einem seiner Soldaten in der Hitze den Kopf ab, und läuft Gefahr, gehängt zu werden. (Er kam mit zwei und ein halb Jahr Gefängnis davon.) Ein anderer Leutnant schlug seinen Knecht tot. Der Prätendent Kalia Swami aber hängt schon in Ketten und andere werden folgen."

Diese Zustände drängten den eifrigen Zeugen Christi dazu, auch den Engländern in ganz besonderer Weise mit dem Wort des Lebens zu dienen. Als ihm einmal darüber Vorstellungen gemacht wurden, weil sich jemand in mißliebiger Weise darüber geäußert hatte, schrieb Hebich: „Was C. geschrieben, hat manches Gute, aber in der Hauptsache irrt er sich gröblich. Bin ich bloß ein Diener Gottes für die Heiden, und nicht vielmehr für alle Menschen, zu denen der Herr mich sendet? Ich habe nie an Ausschließlichkeit gedacht, sonst höre ich auf, ein Knecht Gottes zu sein. Ich fühle mich den Engländern verpflichtet; erstens, weil Gott ihnen dies Volk (die Heiden) anvertraut hat, wodurch uns sichtbarlich der Weg zu denselben bereitet ist. Zweitens gibt uns der Herr tausende von Wohltaten durch sie, durch ihre Regierung usw. (die wir wohl ignorieren mögen; es ist aber nicht billig, nur auf die schwache Seite zu sehen). Drittens, ohne ihre großen Geldgaben könnten die Missionare garnicht das ausrichten, was sie wirklich tun. — Und soll ihnen für dies Alles nicht auch wieder etwas werden? Wie herrlich hat der Herr das Mühen seiner Knechte an ihnen gesegnet. Die Verheißung ist ja an ihnen erfüllt: Ihr sollt die Frucht eurer Liebe zuerst genießen. Läßt Er doch keinen etwas umsonst tun und gibt einem jeden auf seinen Kopf, nachdem er tut. O ein gerechter und treuer Gott! — Wenn eine Missionsstation, wo kein Kaplan ist, wöchentlich den Engländern eine Predigt gibt, so ist es nur ihre Schuldigkeit. Die

Heiden können außerdem das Wort genug hören, wenn sie selig werden wollen. Natürlich läßt man sich dadurch vom Reisen nicht abhalten. Ich bin mit Freuden bereit, wenn der Herr mich armen Sünder dazu ruft, jedes Jahr ein bis zwei Monate extra den Engländern hinzugeben, nach meiner Erkenntnis vom Willen des Herrn."

„Wenn wir uns den Zugang zu den Herzen der Heiden nicht verschließen wollen, müssen wir auch den Europäern, die sich hier aufhalten, predigen; denn jene halten uns immer wieder vor, wir sollten erst an unsern Landsleuten anfangen und sie besser zu machen suchen. Wenn dann unter den Europäern die Predigt von Christo gute Früchte trägt, so wirkt das auch auf die Heiden zurück."

Und augenscheinlich hat Samuel Hebich unter den Engländern eine besondere Aufgabe gehabt. Ein alter Kaplan sagte einst: „Wirklich, ich glaube, daß dieser Deutsche allein mehr für das ewige Wohl der Engländer in Indien getan hat, als einige Dutzend unsrer besten Geistlichen!" Und nicht nur Engländer waren es, denen er sich verpflichtet fühlte. Wo immer er mit einem Menschen zusammentraf, brannte ihm die Frage in der Seele: „Kann ich ihm nicht ein Führer zum Heiland werden?" Er sah die Welt als sein Arbeitsfeld an und ließ sich keine Schranken setzen. Ob er Vornehme oder Einfältige, Schwarze oder Weiße, Kinder Gottes oder weltliche Leute unter seinem Worte hatte, er sah in ihnen allen Leute, an denen er zu arbeiten hatte.

Jetzt ist er bei einem 78jährigen blinden General, der meint, diese Sorte von Geschäft (die Bekehrung) noch etwas zu verschieben zu sollen; jetzt bei lebelustigem jungem Volk, deren Herz „voll von Pfau" ist; jetzt bei einem tauben Leutnant, der ihn von einem Zimmer ins andere nimmt und die Türen schließt, daß kein

Nachbar das laute Zeugnis vernehme; jetzt bei einem umgetriebenen Offizier, der auf der Krankenliste steht, und darum absolut Hunger leiden will, indem ihn das Wort verfolgt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," — überall findet er Arbeit, und allezeit ist er bereit dazu, das Evangelium aller Kreatur zu verkünden.

Besonders war er in seinem Elemente, wenn er unter Kindern und jungen Leuten sein konnte. Er glaubte, daß die beste Zeit im Leben, ein wahrhafter Christ zu werden, die Jugendzeit ist. Drum suchte er die Jugend vor allem zum Herrn zu führen. Und wie war er dann darauf bedacht, aus den für den Herrn Gewonnenen treue Zeugen zu machen für seinen Heiland, deß er war und dem er diente! —

Durch die Uebereinkunft der Missionare auf der kanaresischen Küste wurde Hebich hauptsächlich zum Amt eines Missions-Reisepredigers bestimmt, das um so wichtiger war, weil dadurch der Name des Evangeliums an viele Stellen getragen wurde, wo außerdem kaum der Name Jesu schon einmal gehört wurde. Und wie treu hat er in seiner einfachen Weise überall den Herrn verkündigt und Traktate und Bibelteile verteilt, früh und abends predigend und nachts reisend.

Der Hauptplatz seiner Tätigkeit in Indien aber wurde die sehr alte Stadt Kannanur („Krischnas Stadt") am arabischen Meer. Hier liegen 2 Regimenter Militär, eins davon europäisch; und das Hauptquartier der Malabar und Kannaradivision. Die 20—30 000 Einwohner bilden ein buntes Gemisch allerlei Volkes, das unter dem Himmel ist. Hier war Hebich in seinem Elemente. Er schreibt nach seiner Berufung an das Komitee:

„Sie beordern mich nach Kannanur, um daselbst in der Freimütigkeit des Geistes das Werk des Herrn

zu treiben. Möge er zu diesem Ihrem Entschlusse das Amen sagen. Ich glaube, daß Sie für meine Person nichts besseres hätten wählen können."

Hier fand er ein fruchtbares Feld reichgesegneter Tätigkeit unter Europäern und Eingeborenen, Offizieren, Soldaten und Beamten. Von hier aus machte er seine Reisen zu den Heidenfesten und nach den Blauen Bergen, überall eine leuchtende Spur des Segens zurücklassend.

Lübecker Marktplatz.

VI. Der Mann eines Gedankens.

Das eine füllt mir die Seele ganz:
Herr Jesu, ich bin Dein!
Und will Deines heiligen Namens Glanz
Erhöhend, mein Leben Dir weihn!
Als heißer Wunsch brennts im Herzen drinnen:
Dir viele, viele Seelen gewinnen!

Es ist nicht die Absicht, in dieser kurzen Skizze den ganzen Lebensgang dieses einzigartigen Gottes-zeugen aufzurollen. Es liegt uns vielmehr daran, das herauszuheben, aus diesem gesegneten Leben, was uns vor allem nützlich sein kann, tüchtiger zu werden in unserer Arbeit für den Meister. Und etwas, was besonders bei Samuel Hebich so deutlich hervortritt, und als die Stoßkraft seines Wirkens bezeichnet werden kann, ist seine, wir wagen zu sagen: heilige Einseitigkeit. Er sammelte, einer ruhenden Kugel gleich, alle Kräfte auf einen Punkt, um hier aber auch wirksam zu sein, wie selten ein anderer. Er war der Mann eines Gedankens. Nächst seiner brennenden Liebe zu seinem Herrn Jesu hatte er nur noch eine Leidenschaft: Seelen für seinen Meister zu gewinnen! Darin ging er auf, dieser Gedanke trieb ihn Tag und Nacht um und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Freilich weder zu seinem, noch der Menschen Schaden.

Einer seiner gelehrten Mitarbeiter trug heißes Verlangen, ein Segen sein zu können wie Samuel Hebich; (obgleich auch die treue Arbeit dieses gottgeweihten Mannes gute, bleibende Früchte gebracht hat). — Der eifrige Menschenfischer war noch nicht lange auf seinem Posten in Indien, als er auch schon anfing, sein Amt

auszurichten an den Leuten, zu denen er gesandt war. Einer der Mitarbeiter schreibt:

„Hebich widmete sich der Bazarpredigt unter heftigem Widerstande der Muselmanen, und hatte bald nach mehreren Seiten hin so viel zu tun, daß das Sprachstudium hinfort stille stand und er sich begnügte, mit dem gesammelten Wörtervorrat, zu welchem selten eine neue Eroberung aus den Einwürfen der Zuhörer hinzutrat, sein Werk zu verrichten. Er hat es darum nie zu einem angenehmen Stil der Rede, ja kaum zu grammatischer Korrektheit gebracht, sondern sich damit begnügt, als Herold der einfachsten Heilswahrheiten das Amt eines Evangelisten auszurichten."

Er sagte: „Ich kann meine Zeit nicht zubringen über Sprachen zu grübeln, während Seelen zur Hölle eilen. Ich muß sie vor allem warnen, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen." — Er hatte auch nur eine sehr spärliche, ungrammatische Kenntnis des Englischen, das er immer gebrochen sprach, aber stets voll Wärme. Dr. Gundert, ein hervorragender Lehrer und sein intimster Freund, berechnete später einmal sorgfältig jedes Wort in Hebich's Wortschatz der englischen Sprache, und fand, daß dieser nur 552 Worte enthielt! Aber mit diesen wenigen Worten fesselte er die Herzen von Tausenden und führte ihrer viele zu Jesu! Es wird erzählt, daß, wenn immer Dr. Gundert den bärtigen Alten ein neues Wort gebrauchen hörte, er sich mehr darüber freute, als über den Reichtum des Malayalam!

Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß, wenn dem Feuereifer dieses gottgeweihten Mannes auch ein reicher wissenschaftlicher Apparat zur Verfügung gestanden hätte, er unter Umständen noch erfolgreicher gewesen wäre, — obgleich andererseits gerade seine holperige Sprache für manche auch eine Anziehung war! Er wollte nie „schön predigen", er wollte *Seelen gewinnen*!

In einem Brief schildert er einmal einen Tag einer Reise längs durch Kanara, der zeigt, wie unermüdlich er in seines Meisters Dienst war:

Um 7½ Uhr morgens kam ich auf meiner Reisestation Ankela ziemlich ermüdet an; ich setzte mich und erbaute mich am Worte Gottes. Da saß ich denn in der Nachtmütze, in Hemdärmeln und an den Füßen ziemlich beschmutzt. Auf einmal kommt eine Amtsperson in Begleitung von 20—30 Brahminen, mir ihre Achtung zu bezeugen. Was hatte ich zu tun? Meine Leute mit den Sachen waren noch nicht angekommen. Ich bewillkommte sie, sprach ein paar Worte und machte sie hierauf gleich bekannt mit meiner Sendung; sie horchten aufmerksam zu, und ich verkündigte ihnen das selig machende Evangelium. Während der Zeit kamen meine Leute; ich nahm meine Bücher hervor und beschenkte einen jeden. Sie waren zwei Stunden bei mir und konnten nicht genug bekommen. Nun nahmen sie Abschied, und ich sagte ihnen, wenn ihre Freunde Bücher haben wollten, so wolle ich ihnen auch welche geben. Ich zog mich nun rein an, und noch war ich nicht ganz fertig, so kam schon wieder ein anderer Haufen, und so ging es den ganzen Morgen fort. Nachher kamen ein paar Einzelne, die besonders begierig nach dem Worte waren. Hierauf kam noch ein Mann; ich gab ihm Traktate. „Dem müssen Sie viele Bücher geben" sagten die anderen, „der hat 20 Weibsleute in seinem Hause, die lesen können." Da es etwas ganz ungewöhnliches in diesem Lande ist, daß das weibliche Geschlecht lesen kann, so gab ich ihm meine Freude darüber zu erkennen, und legte ihnen ans Herz, wie sie ihre Weiber in dieser Hinsicht so ganz vernachlässigen. Darauf erkundige ich mich, wie denn so viel Weibsleute in sein Haus kommen? Endlich kam es heraus, daß es schlechte Dirnen seien! Ich setzte ihnen nun die Abscheulichkeit dieser Sünde, die

hier so allgemein ist und sogar eine eigene Kaste bildet, ins Licht, und gab dem Manne starke Ermahnungen; darauf schenkte ich ihm viele Bücher mit eindringlichen Worten an seine 20 Personen, sowie an ihn selbst, und gedachte dabei an das Wort des Herrn daß die Huren eher in das Himmelreich eingehen mögen, als die stolzen Schriftgelehrten, oder hier in Indien die Brahminen. Nach diesen kamen die Leute so gleich haufenweise wieder, es versammelten sich etwa 60—70, gingen ab und kamen zu; sie lagerten sich alle auf den Boden, mein Gehilfe Malachi auch: um mehr Platz zu machen, zog ich mich mit meinem Tisch und Stuhl in eine Ecke zurück, denn die Leute hatten keinen Raum und füllten auch von außen alle Fensterlücken. Jetzt gabs zwischen ihnen und Malachi eine gelehrte Abhandlung. Um die Sache in rechtem Gleis zu erhalten, sprach ich von Zeit zu Zeit drein, und ließ passende Stellen der heiligen Schrift zum Beleege des Gesagten vorlesen. Dies war in der Tat höchst interessant zu sehen und anzuhören. Diese Brahminen scheinen mehr gesunde Vernunft zu haben und ich kann mir die Bereitwilligkeit der Leute, das Evangelium zu hören, nicht erklären, ich vermutete, daß etwas äußerliches dabei im Spiele war, doch, daß sie so sehr nach der heiligen Schrift fragten, war wirklich auffallend; der Hauptredner von ihnen fragte endlich Malachi: „Ob er auch ein Brahmine sei?" Als ihm dieser aber erwiderte: „Er sei ein Christ," stand er plötzlich auf und wollte nichts mehr wissen, und lief davon. Die andern Anwesenden lächelten darüber, und nun hielt ich eine Ansprache an sie. Ich verteilte Traktate und heilige Schriften, besonders auch an solche, die gerade von den angrenzenden Orten da waren. Dies war ein Hochzeitsfest für mich. Die guten Leute ließen mir keine Zeit zum Essen, ich

vergaß es aber gerne. Es waren etwa 200 Leute den Tag über bei mir."

Ein alter Katechist Hebichs, der in einem lieblichen Palmenhain in Kalikut wohnt, Abraham Chaddyoppen mit Namen, erzählt allerlei köstliche Geschichten, wie der alte Menschenfischer an die Seelen herankam.

„Da war Kapitän Robinson in Kannanur," erzählt der alte Abraham in seiner einfachen Art, „Vater Hebich nahm uns eines Morgens mit zu seinem Hause. Unser Vater ging auf die Veranda. In einer Hand trug er einen langen schwarzen Stock, in der andern den Schirm. Er ging nie aus ohne Stock und Schirm. Mit einer tiefen Verbeugung sagte er: „Guten Morgen, Kapitän!"

Mit lauter Stimme rief der Kapitän: „Wer sind Sie?"

„Ich bin ein Botschafter Jesu Christi."

Darauf sagte der Kapitän: „Ich habe nichts mit Ihnen zu tun. Gehen Sie! Ich will Sie nicht hören!"

„Bitte, Kapitän, hören Sie mich. Ich habe zwei Worte mit Ihnen zu sprechen!"

„Nein, nein! Ich habe keine Zeit!"

Er ließ unsern Vater auf der Veranda stehen und rannte ins Haus, aber unser Vater ging nicht von der Stelle. Er stand auf der Veranda mit verschlungenen Händen und geschlossenen Augen, still betend.

Der Kapitän kam wieder die Treppe herunter, rief den Diener ung fragte ihn: „Ist der Alte gegangen?"

„Nein, Herr!"

Dann kam er wieder hinaus und fragte: „Wie heißen Sie?"

„Mein Name ist Hebich."

„Sind Sie ein Deutscher?"

„Jawohl, Kapitän."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Kapitän, sind Sie nicht ein Sünder?“ frug er mit dem Finger auf ihn deutend.

„Was meinen Sie? Ich ein Sünder?“

„Sind Sie bereit, Gott zu begegnen?“

Der Kapitän schaute verwirrt um sich, eilte dann wieder ins Haus, unsern Vater allein stehen lassend rief seine Frau und sagte: „Komm, hier unten ist ein Mann Gottes!“ Des Kapitäns Frau frug dann: „Sind Sie ein Missionar?“

„Ja, liebe Frau, ich bin ein Missionar.“

Dann frug unser Vater den Kapitän: „Beten Sie, ich meine, halten Sie Andacht in Ihrem Hause? Haben Sie eine Bibel?“

Die Frau antwortete: „O ja, wir haben eine Bibel, beten aber nur zuweilen.“

Jetzt erst sagte der Kapitän: „Wollen Sie herein kommen, Herr Hebich?“

Dem Burschen rief er: „Bringe einen Stuhl!“

Unser Vater setzte sich. Die Frau scharf ansehend und mit dem Finger auf sie deutend frug er: „Gaben Sie dem Herrn Jesus Ihr Herz?“

„Ich hoffe so.“

„Hoffen? Ich möchte erfahren, ob Sie Gewißheit haben. G a b e n Sie Ihr Herz Jesu?“

Die Frau schwieg. Mr. Hebich sagte nun: „Lassen Sie mich Ihre Bibel sehen.“

Man zeigte ihm eine neue Familienbibel. Er nahm sie in die Hand und sagte: „O, lieber Kapitän, was haben Sie für einen kostbaren Schatz.“ Der Kapitän schwieg jetzt auch.

Danach las unser Vater ein Kapitel, kniete nieder und betete. Nachdem er Amen! gesagt hatte, begannen der Kapitän und seine Gattin zu weinen und sagten: „Jetzt haben wir es erkannt! Unser Leben ist ein Jammer. Sie müssen für uns beten!“ Danach verließ sie unser Vater und ging.

Zum Abendessen rief er alle Kameraden, wenn er die kleine Glocke läutete, und sagte ihnen allen: „Ich habe einen neuen Kapitän und seine Frau. Ihr müßt alle für sie beten!"

Nach seine Soldatenbrüder rief er und sagte ihnen: „Ihr müßt beten für den neuen Kapitän und seine Frau!"

Sonst sah die Kajüte in seiner schönen Sprache —

Es wurde bei irgend einer Gelegenheit sein, seine Wirtsleute anzuklingen und seinen Herrn Kapitän zu bekehren. Sein Herz war eben allewege mit Jesu, mit dem gekreuzigten Heilande, darum fand er immer den rechten Herzpunkt, die Leute mit das Eine, was not tut, aufmerksam zu machen. Einmal war es in einer großen Abendgesellschaft, während einer Pause, die in der Unterhaltung eintrat, als Liebig plötzlich frug: „für wen ist Jesus gestorben?"

Es wurden verschiedene Antworten gegeben: „Er starb für Sünder." „Nein!"

„Er starb für alle Menschen." — „Nein!"

„Er starb für die ganze Welt!" — „Nein!"

„Er starb für die Juden, für die Römer, für die Soldaten!" — „Nein! Nein! Nein!"

Dabei hörte sich die schüchterne Stimme eines jungen Mädchens vernehmen, aus einer Ecke des Saales her: „Er starb für mich!"

Diese Antwort überwältigte den ehrwürdigen Diener seines Meisters so, daß er sein Taschentuch hervorzog, sich die Augen wischte, und tief ergriffen schluchzte: „Ja, für mich! für mich armen Sünder! Jesus starb für mich!" Die tiefe Bewegung, die sich der Anwesenden bemächtigte, benutzte der heilige Geist dann, die Leute zum Kreuz zu leiten. Das Wohltätigkeitsfest endete mit einer Erweckungsversammlung.

Josenhans, einer der ersten Inspektoren der Basler Mission urteilte von ihm: „Hebich ist kein Gelehrter, aber ein Praktiker, der, was andere am Schreibtisch ausdenken, ins Leben einzuführen versteht; ein Prediger des Kreuzes, der seine Fahne hoch und freudig schwingt und durch Sturm und Graus hineinträgt mitten ins Hauptquartier der Feinde, dort sich setzt und die wieder sich Sammelnden mit stets neuer Streiterlust in die Flucht jagt. Hebich ist, was die Hauptsache ist, ein Christ, dem man es im Augenblick des ersten Zusammentreffens und alle Zeit abfühlt, daß der Herr in seiner Seele lebt und daß er unter die gedemütigten und zerschlagenen Geister gehört, denen der Herr Gnade um Gnade schenkte. Daher ist denn auch sein Wirken so reich gesegnet, und läßt ihm der Herr so vieles gelingen."

Nicht immer konnten ihn seine Brüder verstehen. Der Herr hatte dieses sein auserwähltes Rüstzeug besonders genommen und in eigener Art zubereitet zum Dienst. Drum konnte er auch nicht in Sauls Rüstung gehen. Kirchenbildung und Lehrstreitigkeiten hatten keinen Reiz für ihn; er suchte lebendige Steine zum großen Tempel des mächtigen Gottes zusammen. Der praktische Sinn des ehemaligen Kaufmannes war dem Herrn geweiht, und hatte sich gänzlich in den Dienst der Sache Christi gestellt. Vom Disputieren hielt er wenig; ihm stand es fest, daß die Religion 12 Zoll tiefer sitzen müsse, als in unserem grübelnden Hirn. — im Herzen allein werde der Kampf entschieden, darum wandte er sich auch immer gleich ohne Umschweife dorthin.

Ein auf sein Wissen stolzer Offizier widerstand dem deutschen Missionar sehr, und hinderte dessen Werk, wie er konnte. Hebich wurde besonders durch allerlei törichte Fragen von ihm gequält.

Eines Tages lud er Hebich ein, um mit ihm über seine Ansichten zu disputieren. Der beschäftigte Missionar ging eilig zu ihm ins Haus und sagte: „Guten Morgen Kapitän, ich möchte Ihnen nur schnell die Hand schütteln, und Ihnen sagen, daß das Streiten nicht gut tut. Ich habe keine Zeit dafür!"

Der Kapitän ließ wie gewöhnlich den Missionar nicht gehen, sondern lud ihn zum Sitzen ein mit dem Ersuchen, ihn anzuhören. Er sagte: „Herr Hebich, Sie und unser Kaplan, Herr Lugard, sind beide Heuchler! Sie glauben nicht, was Sie predigen, und ich will Ihnen den Standpunkt klar machen."

„Sehr wohl, Bruder", erwiderte Hebich, „dann denken Sie allein im Recht zu sein, während der Kaplan und ich verkehrt dran sind! Aber lassen Sie mich Ihnen sagen: was Sie jetzt gesprochen haben, war nicht im Geiste Christi geredet, sondern im Geiste des Teufels!"

„Sie, Herr Hebich, sprechen auch im Geiste des Teufels!"

„Wohl, Kapitän, wenn Sie nicht befriedigt sind mit dem, was ich sage, dann lassen Sie mich Ihnen ganz im Vertrauen noch sagen, daß Sie so verblendet sind in Ihrem Stolz, daß es Ihnen unmöglich ist, sich selbst zu erkennen; andere kennen Sie aber: „Sie sind ein elender Heuchler!"

Mit diesen Worten verließ der Missionar den stolzen Toren, der diese bittere Pille nun verdauen konnte. Nach einigen Tagen aber kam der Offizier und tat Buße über seine Sünden, und in einer späteren Versammlung, wo viele Offiziere und Soldaten gegenwärtig waren, bekannte er sein Unrecht öffentlich. Gott war gegenwärtig in dieser Versammlung und bewies Seine Kraft in der Bekehrung von Sündern. —

Ja, wohl dem Boten Christi, der unverrückt sein Auge auf das eine Ziel gerichtet hält: Jesum zu ver-

herrlichen durch treues Ausrichten der frohen Botschaft vom Heil durch das Blut des Lammes Gottes! Ergreifend schreibt Hebich einmal heim, als man nicht ganz einverstanden ist mit seiner Weise:

„Ich bin gewiß, daß für uns die Zeit noch nicht gekommen ist, durch Formeln und Gesetze eingeschroben zu werden; was wir bedürfen, ist eine Wiederbelebung von oben durch Seinen werten heiligen Geist. Der Teufel stiehlt uns hier das Leben aus Gott weg, und dann bleibt nur noch das stinkende Teil des Menschen, natürlich voll schöner Reden und aller Weisheit, wobei aber der Herr Jesus nicht mehr Anfang und Ende ist. Aus dem entspringt unser Jammer hier draußen. Steuern Sie um Gottes willen unter uns hier draußen dem Leben aus Gott zu." — „Ich will ja gerne alles Alte vergessen und Gehorsam lernen; aber Ihm, dem Gekreuzigten, laßt mich dienen und bindet mir die Hände nicht, ich bitte euch!"

Den Besuch eines Payawur-Götzenfestes in den Bergen schildert Hebich einmal sehr anschaulich:

„Unter einem einladenden Banianbaume war auch für uns eine etwas größere Laube errichtet; aber was sollte das für so viele? In allen drei Straßen Eß- und Trinkwaren in Menge, besonders Branntwein zum „würdigen" Schluß des Festes. Die drei Wege, an denen die Lauben und Hütten der Festgäste stehen, vereinigen sich am Ende zu einer ziemlich breiten Straße, neben der rechts und links 2 ummauerte Baumgüter liegen. Nach langem Wählen bestieg ich eine dieser Erdmauern mit meinen Leuten, legte Kappe und Stock nieder, faltete die Hände und fing in stillem Gebet an, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann sangen wir dem einigen Herrn und Gott — wohl ein unerhörter Schall in diesen Bergen, — und die Leute strömten herzu. Dann Gebet und nun eine freudige Ansprache an das ver-

sammelte Volk über den Zweck meines Kommens: nämlich nicht in meinem Namen, noch in eines anderen Menschen Namen, noch im Namen der Obrigkeit, sondern im Namen dessen, der ihr und mein Schöpfer sei. Sein Name ist Jehovah, sein Charakter heilig — denn Er ist König und hat einen Thron; sein Wille ihre Seligkeit. Dann, sie seien unselig, weil Werke von Menschenhänden keine Götter seien, auch weil Sünder Gott weder sehen, noch in Gemeinschaft mit ihm kommen können. Daher gebiete Gott jetzt Buße, d. h. Umkehr von den und den Sünden, die ich immer bei Namen nenne; und biete Vergebung der Sünde an durch Glauben an den Herrn Jesus Christus, den ins Fleisch gekommene Gottessohn; hinzu die wunderbare Geschichte von Gott, geoffenbart im Fleisch, Gottes Liebeswerk für Sünder in seinem Leiden, Sterben und Auferstehen; daß Gott einen Tag des Zorns festgesetzt habe, der nun nahe sei, da werde alle Ungerechtigkeit von ihm gestraft werden ohne Ansehen der Person; vor diesem Tage aber lasse er alle Völker einladen in Sein Reich des Friedens, frei und unentgeltlich im Blute Jesu Christi; daher auch ich gekommen sei, sie zu laden und sie bitte, diese Gnade anzunehmen, daß sie dem Zorn entrinnen möchten. Sei ich doch Sünder wie sie, Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut, aber gläubig geworden und darum beschenkt mit Sündenvergebung und heiligem Geist, so daß ich dürfe als Zeuge von diesem allem dienen usw. Nachdem ich ihnen Gottes Segen gewünscht, schloß ich mit stillem Gebet und ging davon. Alles hörte mich ruhig und erstaunt an. — Diese meine Ansprache ist so ziemlich überall dieselbe, nur daß ich das eine Mal mehr bei dem Abscheu, den Greueln und dem Lügenwesen der Götzen, dann mehr bei der Aufzählung anderer Sünden verweile, jetzt Gottes Liebe, dann seinen Zorn verkündige; oder die Herrlichkeit der Stadt Gottes

gegen die Pein der Hölle halte. Alles, wie es mir gerade der Herr gibt. Ich erlaube aber keinem darein zu reden, sondern lade die Fragelustigen zu meiner Wohnung ein. Da sie meistens Feinde sind, die den Prediger gern verachtet sehen, darf man ihnen im öffentlichen Vortrag nicht Raum zum Stören geben. Dazu erbitte ich mir auch immer besonders die rechte Autorität Gottes. — Da wir müde waren, begaben wir uns für diesen Tag zur Ruhe. Am nächsten Tage wurde um 5 Uhr aufgestanden — Andacht mit Gebet über einen Psalm, wozu sich auch Fremde einfanden, und dann im Namen Jesu auf den Bazar. Ein Baum bot uns Schatten, wo wir wie gestern anfingen, zum Schluß hielten aber auch meine 3 Gehilfen jeder eine Ansprache. Die Hörer waren weder so zahlreich noch so ruhig wie gestern. Dann heim zum Frühstück. 50 bis 100 Leute umlagerten immer unser Zelt, die wir niedersetzen ließ und ihnen Gottes Ratschluß zu ihrer Seligkeit erklärte, auch den Lesenden Traktate gab. Hatten sie genug, so mußten sie andern Platz machen, und so gings Tag für Tag fort bis zum Essen um 3 Uhr, worauf wir uns wieder mit Gebet im Zelt stärkten und den Namen Jesu außen verkündigten. Mittwoch war der Haupttag. Das Zelt war den ganzen Tag voll. Meine Tahyfischer kamen auch dahin. Es war ein schöner Tag, ob mir gleich der Schweiß immerfort wie Wasser herablief."

Am Donnerstag gab es dann Störungen und viele Steinwürfe, bei denen Hebich wie durch ein Wunder bewahrt blieb, und auch in seinem Zelt hätte er keine Ruhe gefunden, wenn nicht die Polizei die Hauptaufrührer vertrieben hätte. Voll Dank schreibt Hebich aber doch:

„Ich habe den Eindruck, daß die Predigt durch die ganze Masse von 10—15 000 Leuten hindurchgedrungen ist. Die Bücher habe ich alle verteilt. Die Leute

haben im allgemeinen gern zugehört, die Störer sind nur einige wenige, die aber durch ihre Bosheit viele aufzuwiegeln imstande sind.

Ein solches konstantes Predigen in solcher Hitze und auf dem Felde ist schwer zu beschreiben. Lob und Dank dem Herrn, der Kraft dazu gibt."

Ein alter Katechist beschreibt die Art, wie der Senior-Missionar neuankommende Missionare bewillkommnete im Folgenden:

„Wenn unser Vater hörte, daß ein Schiff in Sicht war, das neue Missionare brachte, ging er zum Koch und sagte ihm: „Peter, neue Missionare kommen. Du mußt heute ein gutes Essen kochen. Die neuen Missionare können nicht Reis und Pfefferjauce essen, wir müssen etwas Besseres geben!"

„Jawohl, Master, ich kochen gutes Essen! Ich weiß, was neue Missionare lieben zu essen!"

„Das ist recht, Peter. Mach eine recht gute Suppe, und brate das Fleisch ordentlich für die neuen Missionare!"

Dann nahm unser Vater seinen großen Stock und seinen Sonnenschirm und ging zum Zollhaus, wo er die Ankömmlinge empfing und ihnen auf alle erdenkliche Weise half. Er gab jedem neuen Bruder einen Kuß und sagte: „Willkommen, willkommen, lieber Bruder, bei der herrlichen Armee unseres Gottes!"

Dann brachte er sie zum Missionsgehöft, aber nahm sie nicht mit ins Haus, sondern führte sie in die Kapelle. Er läutete die Glocke, um die Katechisten und alle Bewohner der Station zusammen zu rufen, und stellte dann dem Volke die Brüder vor: „Dies ist Bruder so und so, und dies ist Bruder so und so. Wißt ihr, wer sie sind? Es sind Krieger, die gekommen sind, mit dem Teufel zu fechten. Ihr müßt alle für sie beten, viel für sie beten. Nun laßt uns beten!"

Dann kniete unser Vater nieder und betete für sie, jeden einzelnen bei Namen nennend, und flehte, daß Gott sie tapfer und kühn machen möchte.

Nachdem er von seinen Knien aufgestanden war, stellte er sich vor die neuen Missionare und redete jeden an: „Bruder, du bist ein junger Rekrut. Ich bin ein alter Krieger. Höre auf mich! Du mußt in Indien gegen mancherlei Teufel kämpfen. Hier sind Teufel allerlei Arten. Hindus, Mohamedaner, Brahmanen und andere Teufel. Du mußt dein Gewehr gut laden. Bruder, was ist dein Gewehr?"

„Die Bibel!"

„Richtig! Halt sie geladen und feure in die Menge, und du wirst immer Sieg haben!"

Dann wandte sich unser Vater zu uns und sagte: „Pullagallu, meine Kinder, betet, o betet viel für diese neuen Rekruten! Ihr kennt die Teufel hier im Lande, sie kennen sie noch nicht. Bittet Gott, ihnen zu helfen, diese Teufel zu töten mit dem Gewehr des Wortes!"

Dann ging man aus der Kirche hinaus, und nun nahm unser Vater die neuen Missionare in sein Haus. Peter brachte das Essen, und jetzt wurde auch der Leib gestärkt."

VII. Bolzengerade.

Nicht als der in die Luft streichet!
1. Kor. 9, 26.

Samuel Hebich ging immer gerade auf sein Ziel, das Menschenherz, los. In schonungsloser Freundlichkeit zeigte er den Leuten ihre Fehler und ihre Sünden, wobei er sich nie lange bei Nebensächlichem aufhielt. Bolzengerade, wie man gesagt hat, richtete er seine Fragen an die, die seinen Weg kreuzten. Bald nach seiner Ankunft in Indien finden wir ihn während einer Reise eines Tages in einem englischen Gottesdienst, wo er nach Verlesen einer Predigt durch einen frommen Offizier seinen Nebensitzer unvermittelt fragt: „Sind Sie ein Kind Gottes?“ („denn ich liebe kurze Fragen“). Auf ein freudiges Ja des Angeredeten kamen alsbald noch andere neue Offiziere herzu, denen er seine Freude bezeugte, unter der roten Montur Herzen zu finden, die den Herrn suchen.

Auf dieser Reise kommt er auch nach Bangalur, einer großen Militärstation, vor welcher ihm ein paar eingeborene Christen entgegenkommen, bei deren Begrüßung Hebich sich der Tränen nicht enthalten konnte. Waren es doch die ersten evangelischen Kanaresen, die er sehen durfte. Bei den Londoner Missionaren fand er eine freundliche Aufnahme und reichliche Gelegenheit, das Wort Gottes zu verkündigen. „Statt der 30, die sonst an Sonntagen sich einfanden, kamen am 1. November wohl 150 Seelen; dies machte die Neugierde, einen Deutschen gebrochen englisch predigen zu hören. „Sie führen mich auch zu den Großen, denen ich herzhaft ans Herz spreche. Br. C. meinte, „wenn er dem Residenten solche Wahrheiten sagen wollte,

würde ihn der zur Tür hinaus werfen," berichtet er.

Er hielt dafür, daß es die Wahrheit wert sei, ungeschminkt und ohne künstliche Weise gesagt zu werden. Wie sein Meister ging er gerade aus und sah weder zur Rechten noch zur Linken. In einer Predigt sagt er: „Ein Prediger der Gerechtigkeit darf nicht so künstlich predigen, sonst nimmt die Kunst das Herz weg; es soll alles ganz massiv sein, ganz derb. Das ganze Buch ist so, daher kommen es die Leute nicht verstehen; und gerade wie das Buch ist, so muß ich auch sein."

Und wie das Buch, so war er auch, und anders wollte er nicht sein. Drum erfuhr er auch oft dieselbe Behandlung, die das Buch, die Bibel, erfährt; freilich um auch dieselben Siege zu erleben. Seine Art, mit den Menschen umzugehen, schien oftmals rauh und hart, aber er sagte: „Ich muß sie zuerst töten mit dem Hammer des Gesetzes, ehe ich sie trösten kann mit dem Evangelium!" „Als ein Prediger der Gerechtigkeit darf ich nach niemandes Geschmack predigen; da wird man nach und nach gewaltig in die Enge getrieben."

Bösinger, der erste Missionskaufmann der Baseler Mission erzählt:

„Eines Tages kamen wir bei einem Spaziergange an das Landhaus eines Ingenieurs.

„Komm!" sagte Hebich, „laß uns zu dem Manne gehen!" Ich folgte ihm widerstrebend in das Haus, da nur der Besitzer ein Fremder war. Sobald Hebich diesen aber sah, sagte er zu ihm: „Ich komme, Ihnen zu sagen, daß Sie sich schämen sollten, Gott und Ihr Vaterland so zu entehren durch ihr sündiges Leben."

Der Angeredete erwiderte: „Das ist nicht Ihr Geschäft!"

Darauf rief Hebich laut, mit beinahe zorniger Stimme, so groß war sein Eifer: „Das ist mein Geschäft! Als ein Diener Jesu Christi muß ich alle Sünde und Ungerechtigkeit aufdecken. Ich fordere Sie

Gummadu von Karkala.

Samuel Hebich als junger Missionar.

auf, im Namen des gerechten Richters, bekehren Sie sich von Ihren Sünden!"

Diese Anklage machte den Ingenieur sehr zornig. „Verlassen Sie mein Haus, Herr Hebich," schrie er, „ich rief Sie nicht und will Ihren aufdringlichen Wortschwall in meinem Hause nicht hören!"

„Nein, niemals" erwiderte dieser, „ich gehe nicht, bis Sie Ihre Sünde bekennen und Gott um Vergebung bitten auf Ihren Knien, damit solch entehrendes Leben aufhöre. Sie sind ein schlechter Mensch, und sollten sich schämen. Knien Sie nieder und bekennen Sie Ihre Sünden, oder Sie fahren zur Hölle, zu den Teufeln, denen Sie dienen! Ich verlasse Sie nicht eher, als bis Sie meiner Botschaft Gehör geschenkt haben!"

Darauf sprang der Mann erregt auf und sagte: „Wenn Sie nicht gehen, dann gehe ich!"

Er hatte seinem Diener Befehl gegeben, sein Pferd zu satteln, und verließ uns ohne ein weiteres Wort. Bald sahen wir ihn davonreiten in rasendem Galopp. Dann verließen wir ebenfalls das Haus.

Ich fühlte mich bedrückt über Hebichs Schroffheit und bemerkte: „Nun haben Sie alles verdorben durch Ihre harten Worte. Es ist doch nicht nötig, so mit der Tür ins Haus zu fallen!"

Der Alte lächelte nur und sagte: „Ich habe ihn jetzt an einem Angelhaken, den er nicht wieder los werden wird!"

Er hatte recht! Ehe er solch einen Mensch besuchte, brachte er immer erst viel Zeit zu im Gebet für ihn. Nur wenn er die Gewißheit des Sieges im Gebet erhalten hatte durch das Zeugnis des heiligen Geistes, ging er zu den Leuten, dann kam er aber auch als Sieger! Drei Tage nach diesem stürmischen Besuche in des Ingenieurs Hause schrieb dieser an Missionar Hebich ein Billet:

„Lieber Herr Hebich, kommen Sie um Gottes Willen einmal zu mir! Ich habe keinen Augenblick geschlafen, seit Sie hier waren. Ich bin verloren. Ich finde weder Frieden noch Ruhe. Mein Gewissen verdammt mich. Ich bin in einer Hölle. Was muß ich tun, daß ich errettet werde?!"

Dann brachte Hebich den Herrn Jesus zu dem Manne und den Mann zum Herrn Jesus. Bald sah der Ingenieur den Heiland am Kreuz und konnte es glauben, daß der blutende Erretter auch ihn mit seinem kostbaren Blute gewaschen hatte von allen seinen Sünden.

Dieser Ingenieur bewies in den folgenden Jahren durch sein reines, beständiges, demütiges Leben, daß er wirklich Buße getan hatte und in der Tat ein treuer Jünger Jesu war."

„Ein Zeuge Gottes kann den Mund gar nicht auftun," sagt er in einer Predigt, „ohne dich zu beleidigen. Das kommt daher, daß du nicht weißt, wer du bist, — das ist die große Finsternis, die in dir ist. Laß dich belehren — dir aufdecken, wie schlecht du bist — die Wahrheit macht frei!"

„Sind Sie gewiß?" war eine beliebte Frage dieses Menschenfischers, wodurch er manchen Mann und manche Frau zum Nachdenken brachte über ihr Seelenheil.

An einer Offizierstafel erzählte General J. P. Carnegy, wie er zum ersten Male den schlagfertigen Deutschen getroffen habe. Er berichtet: „Als ich einmal, gerade nach Sonnenuntergang, im Boot Kannanur zuruderte, hörte ich plötzlich jemand rufen: „Halt! Halt!"

Ich veranlaßte den Bootsmann zu halten, um zu sehen, was es gäbe. Wir hatten eben angelegt, als ein wunderlich aussehender Mann ins Boot kam mit den Worten: „Guten Abend! Wohin gehen Sie?"

„Nach Kannanur!"

„Sind Sie dessen gewiß?"

Lächelnd über diese einfältige Frage entgegnete ich: „Freilich bin ich gewiß, dorthin zu kommen!"

„Sind Sie eben so gewiß, sich auf dem Weg zum Himmel zu befinden, als Sie Gewißheit haben, nach Kannanur zu kommen? Denken Sie darüber nach! Gute Nacht!"

Mit diesen Worten verließ mich Herr Hebich, denn er war der fremde Besucher. Ich dachte über die Frage nach und betete auch darüber, bis ich die Gewißheit des Heils hatte!"

Eines Tages besuchte er einen Hauptmann von einem Regiment, das später den bezeichnenden Namen: „Hebichs Leib-Regiment" bekam und fing mit der Frau des Hauses ein Gespräch an. Ihr Mann war gründlich bekehrt und fühlte sich sehr zu Hebich hingezogen. Es waren beides originelle, einzige Leute. Nun hatte Kapitän Dobbie ein Interesse daran, auch seine Gattin gerettet zu wissen. Im Verlauf der Unterhaltung frug Hebich plötzlich die Frau: „Haben Sie Ihr Herz dem Herrn Jesus gegeben?"

„Ich hoffe so" war ihre Antwort.

„Ich begehre nicht zu wissen, was Sie hoffen!" Mit dem Finger auf sie zeigend, fuhr er fort: „Ich legte Ihnen eine einfache Frage vor. Nun sagen Sie mir, gaben Sie dem Herrn Jesus Ihr Herz?"

„Ich denke, ich tat es," erwiderte die Frau Hauptmann, die ganz in Verlegenheit geriet durch des fremden Mannes bestimmte Fragen.

„Hoffen und Denken! Das ist es nicht, was ich zu wissen wünsche!"

Plötzlich änderte Hebich seine Art und frug in gewöhnlicher Weise: „Nebenbei bemerkt, Mrs. Dobbie, haben Sie gefrühstückt?"

„Ja freilich!" war die prompte Antwort.

Dann sagte Hebich sehr ernst, beinahe scheltend: „Sie vermessene Frau Sie! Wie erkühnen Sie sich „ja“ zu sagen? Sie haben zu sagen: „Ich hoffe ich habe,“ oder „ich denke ich habe!“ Wenn Sie so gewiß sind, gefrühstückt zu haben, warum können Sie dann keine Gewißheit darüber haben, ob Sie Ihr Herz Jesu gegeben haben?“

Dann folgte eine Erklärung seines geliebten „Herzbüchleins“, wodurch er einen tiefen Eindruck auf die beiden Ehegatten machte. — Später gebrauchte Hebich aber etliche sehr gewöhnliche Ausdrücke, und sprach so unverblümt von den schlimmen Tieren in ihrem Herzen, daß die Frau Hauptmann sich sehr entrüstete und das Zimmer verließ, mit der Bemerkung, sie habe keine Lust, noch länger einem Manne zuzuhören, der so wenig Lebensart kenne.

Nach einer geraumen Zeit überzeugte ihr Mann sie aber doch, daß sie dem ehrlichen deutschen Missionar Unrecht getan habe, und ihre Seligkeit aufs Spiel setze durch die Weigerung, seine Botschaft zu hören. Sie gab allen Widerstand auf und ging wieder Hebich zu hören. Bald legte sie sich als eine arme Sünderin zu Jesu Füßen. Sie nahm den Heiland an als den Geliebten ihrer Seele, und gab Ihm ihr ganzes Herz und ihr Leben. Von diesem Tage an lebte sie nur noch für die Ehre Gottes und suchte Seelen zu gewinnen für ihren Meister. Wie das Werkzeug, das Gott gebraucht hatte, sie zu Jesu zu führen, hatte diese edle Christin ähnliche Erfolge in ihrer Arbeit für den Herrn. Sie durfte vielen den sicheren Felsen des Heils zeigen, wo das Menschenherz Frieden und ewigen Halt findet.

Einem Bericht seiner Mitarbeiter entnehmen wir folgendes: „Hebich zog nach der großen Militärstation Belgam, wo er vom Morgen bis Abend Großen und Kleinen predigte, dem General, wie dem Soldaten, Weibern und Kindern, so einfältig und gewaltig, daß

vieler Herzen offenbar wurden. Er fragte nicht, ob einer hören wollte; mit seinem Testament in der Tasche zog er von Haus zu Haus. Manche entschuldigten sich, oder liefen davon, es half ihnen nichts. Kaum ein Europäer war auf der Station, dem er nicht Leben oder Tod vorgehalten hätte. Obgleich er die Wahrheit in seinem unregelmäßigen Englisch sehr deutsch sagte, die Leute Lügner hieß (das Aergste für englische Ohren), den angesagten Ball von der Kanzel herab als Teufelsfest charakterisierte, gewann er doch die Achtung und Liebe der meisten. Ein Ingenieurleutnant wurde plötzlich erweckt, viele andere zum Suchen des Heils angetrieben; daß mehrere Damen nicht auf den Ball gingen und Hebich darüber mit dem gutmütigen, heitern Kaplan hart zusammentraf, erregte großen Lärm. Die frommen Offiziere waren so erfreut, daß sie vorschlugen, Hebich solle die Mission unter Engländern zu seinem Hauptgeschäfte machen und sich bereit erklärten, ihn dazu auszurüsten; doch erschien ihm das, wie auch uns, zunächst untunlich."

Wie es bei einer andern Gelegenheit zuging, erzählt Hebich selbst: „Es ließ mich ein Hauptmann M. abrufen, den ich Tags zuvor mit einem Worte gestochen hatte, ich ging aber nur, um ihm freundlich die Hand zu reichen, und dann meine Arbeit fortzusetzen. Da er jedoch mit einem bösen Geiste kam, Eugard, (einen englischen Kaplan), und mich zugleich angriff usw., half ich ihm brüderlich aus, indem ich ihm bezeugte, daß er jetzt nicht im Geiste Christi stehe; und als dies noch nicht genug sein wollte, sagte ich ihm im Vertrauen, daß er ein Pharisäer sei, was den Nagel auf den Kopf traf, von seiner Seite aber nicht angenommen wurde."

Eine Dame sagte ihm in Gegenwart ihres Gatten, eines philosophierenden Arztes: „Sie predigen so schrecklich!" wozu der Doktor bemerkte:

„Sieh nur, ich kann zu allem lachen, was Herr Hebich sagt.“ Darauf Hebich: „Ja, jetzt lachen Sie; aber sterben Sie erst, und dann sprechen Sie wieder mit mir!“

Ein früherer Kaplan in Kannanur erzählt: „Bei einem Besuche, den Hebich in Madras machte, ging er eines Tages zum St. Thomas-Berge, um den Soldaten dort das Evangelium zu predigen. Als der alte Mann die Straße entlang ging, sah ihn ein Major kommen. Er rief seinen Diener und sagte diesem, wenn der „Pater“ am Ende in sein Haus kommen sollte, dürfe er ihn nicht hereinlassen, sondern solle ihm sagen, der Major sei nicht daheim.

Es scheint, daß Hebich den Major auch gesehen hatte, denn auf einmal steuerte er auf dessen Haus zu Der Bursche stand in der offenen Tür und sagte: „Padre Sahib (Lehrer) muß nicht hereinkommen, Master (der Major) nicht zu Haus!“

„Doch, er ist hier!“ erwiderte Hebich.

„Nein, nein! Er ist nicht zu Haus. Padre Sahib muß nicht hereinkommen!“

Den Burschen zur Seite schiebend trat Hebich ins Haus. Er ging in das eine Zimmer, der Major war nicht dort. Er ging in ein anderes und fand auch da den Mann nicht. Er sah in die Schlafstube, und ging ins Eßzimmer, aber nirgends konnte er das edle Wild entdecken, dem er nachjagte. Zuletzt kehrte er in das erste Zimmer zurück, wo ein großes Sopha stand, das mit einer langfransigen Borde verziert war, deren Fransen bis auf den Fußboden hingen. Sich bückend erspähte Hebich den Offizier unter dem Sopha, wo er sich versteckt hatte.

„Kommen Sie hervor, Sie Feigling!“ rief er. Der Major kroch unter dem Sopha hervor und stand vor dem Gefürchteten.

„Sie Feigling, setzen Sie sich!“ Der geheimnisvolle Einfluß Hebichs zwang ihn auch zum Sitzen.

„Nun hören Sie Gottes Botschaft, Sie Feigling.“ Er predigte dann diesem Mann ernstlich die Unmöglichkeit, sich vor dem allsehenden Auge Gottes verbergen zu können. „Wo Adam zu kurz kam“ sagte er ihm, „haben Sie gar keine Aussicht zu entrinnen. Sie müssen sich bekehren von all Ihren Sünden!“ — und bald kniete dieser Offizier mit ihm im Gebet und rief zu Gott um Vergebung. Er wurde ein mutiger Bekenner Jesu.

Zum Schluß dieses Kapitels sei hier noch eine Geschichte erzählt, in der das von Hebich so gerne benutzte Herzbüchlein eine besondere Rolle spielt.

Ein alter Einwohner von Bangalur erzählt:

„Zwei junge Offiziere auf einer einsamen Station hatten viel gehört über Hebichs Absonderlichkeiten. Sie schrieben ihm und luden ihn zum Mittagessen ein, einen rechten Spaß erwartend. Er nahm die Einladung an, und benahm sich zum größten Erstaunen seiner Gastfreunde als ein vollendeter Gentleman bei der Tafel, plauderte in angenehmer Weise, gab Reiseerlebnisse zum besten, und zeigte ein sehr gesellschaftliches und angenehmes Wesen. Wiederholt warfen sich die Offiziere verwunderte Blicke zu, die einander zu sagen schienen: „Der Mann ist ja ein feiner Herr von ausgezeichneten Manieren! Er sagt nichts Absonderliches. Wir wundern uns, warum die Leute so viel Redens über ihn machen.“

Als das Mittagessen eingenommen war, zündeten die jungen Leute sich eine Zigarre an und fragten den Missionar: „Herr Hebich, spielen Sie Karten?“

„O gewiß, ich spiele Karten!“ erwiderte er.

Nachdem die Tafel abgetragen war, wurde ein Spiel Karten hervorgeholt. Aber als die Offiziere eben anfangen wollten, die Karten auszugeben, unter-

brach sie Hebich, indem er sagte: „Meine Herren, ich spiele Karten, doch ich bringe immer meine eigenen Karten mit. Ich kann mit Ihren Karten nicht spielen!“

Darauf zog er zehn Karten aus seiner Tasche, auf welche er die beliebten Bilder aus dem Herzbüchlein geklebt hatte. Er spielte die erste Karte aus, die das natürliche Herz des Menschen darstellt und sagte: „Meine Herren, dies ist Trumpf! So sind Eure Herzen. Ihr ladet mich zum Essen ein, und denkt mit einem alten Manne einen Hauptspaß zu haben. Nun, ich zeige Euch Eure Herzen. Seht, der Teufel ist drin, und sitzt auf dem Throne, und nicht der Herr Jesus! Ihr habt all das Teufelsvieh in Eurem Herzen; den Pfau des Stolzes, den Schakal der Betrügerei, die Schlange der Falschheit, die Ratte der Spielsucht, den Hund böser Lust, die Völlerei und Unmäßigkeit des unreinen Geiers. Ja, alle Leidenschaften sind in Euren Herzen, so groß als der Elephant! Gottes Geist kann nicht in Euer Herz kommen wegen dieses schlimmen Viehes. Treibet diese Teufels-Menagerie aus!“

In dieser Weise predigte der Alte den jungen Leuten weiter, bis sie mit ihm im Gebet knieten und ihre Sünden vor Gott bekannten. Sie wurden bald Nachfolger des Herrn Jesu, trieben des Teufels Menagerie aus ihren Herzen, setzten den Herrn Jesus auf den Thron und machten ihre Herzen zu einer Wohnung des heiligen Geistes. —

Ein begabter Mann, der sich vergeblich bemüht hatte, besser werden zu wollen, und den Hebich durch seine direkte Art vom Rande der Verzweiflung weggerissen hatte, sagte einst einem wackeren Geistlichen — und wir tun gut, es uns ebenfalls sagen zu lassen —:

„Lernen Sie doch etwas von Hebichs Beispiel! Ich meine, Sie legen vor den Seelen viel zu weitläufige Laufgräben an; im allgemeinen ist es doch gera-

tener, die Leute frisch aufzuschrecken und große Augen machen zu lassen." „Je mehr du in Furcht und Zittern vor Gott, desto mehr schwindet Furcht und Zittern vor Menschen von dir weg: das ist das Wunderbare," lesen wir in den Aphorismen von ihm.*)

*) Verlag P. Ott, Gotha (4 Hefte).

VIII. Ein weiser Menschenfischer.

Da wallt das große Völkermeer,
Und Fischer stehen dran;
Es kommt auf Netz und Angel sehr,
Und auf die Weise an. —
Hier ist ein Fischer, der's verstand,
Der viele, viele Fische fand!

Ja, Samuel Hebich verstand es, Menschen zu fangen, um sie dem Liebeslohn seines Heilands hinzuzufügen. Wie fing er es nur an, fragen alle diejenigen, die auch ein heißes Verlangen im Herzen tragen, viel Frucht zu schaffen im Dienste des Herrn! Wir wollen in diesem Kapitel einen Blick tun in die Gerätekammer dieses klugen Seelengewinners, und dann auch den unermüdlichen Arbeiter in seinen Methoden belauschen.

Sein Netz war das Wort! Das teure untrügliche Wort Gottes! „Das Buch", wie er es nur kurz nannte. Denn in dem Buche fand er auf jeder Seite den gekreuzigten Heiland. Daraus schaute ihn Jesus an in der Herrlichkeit seines Mittlertodes. Und Jesus und nur Jesus war es, den er immer wieder den Menschen anpries, als den Magneten, der uns anziehen müsse, um aus der Welt und ihren Treiben herauszukommen. — Er hatte das Wort Gottes erprobt. Sein eigenes Herz war dadurch gefangen worden für Christum. Und wieder und wieder machte er die Erfahrung: Es ist seines gleichen nicht! „Wir haben das „Buch", sagt er in einer Predigt, „und das ist der Befehl Gottes, dem alle ohne Ansehen oder Respekt der Personen gehorsam werden sollen, und zwar heute soll ich gehorsam werden, h e u t e, nicht nach dem Tode, und da ist niemand ausgenommen, weder ich noch ein

anderer; wenn Du nicht gehorsam bist, gehst Du verloren!"

Wie Hebich einen Major in den Maschen des wunderbaren Netzes, — dem Worte Gottes, fing, lassen wir in folgendem diesen selbst erzählen:

„Die Art, wie ich mit Hebich bekannt wurde, war so fremdartig als er selbst.

Unser Bataillon lag in Madras, während einem der heißesten Passatwinde, deren ich mich erinnern kann.

Den ganzen Tag über lag das Kasernement so still da, als sei alles ausgestorben, denn für Europäer war es nur vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang möglich, sich zu bewegen. Langeweile war unser Los, während unsere Stimmung natürlich nicht in der besten Verfassung war bei diesem erzwungenen Müßiggang. Mitten in diesen Zustand hinein kam die Neuigkeit: „Hebich ist gekommen!" Das war der einzige Gesprächsgegenstand an der Tafel im Kasino. Etliche hatten ihn gesehen, aber die meisten, und auch ich, wußten von ihm nur durch Hörensagen.

„Sie werden ihn alle bald kennen lernen ohne irgend eine Einführung," sagte einer der Anwesenden, denn Hebich geht wohin er will, und niemand kann ihm entwischen!"

Ich hatte meine eigenen Gedanken, behielt sie aber für mich, bis ich mehr von ihm hören würde.

„Wer ist dieser Hebich, der sich so frei bewegt?" fragte ich.

Etwas in dem herausfordernden Ton meiner Stimme brachte meine Kameraden zum Lachen, und bewog sie, sich an mich zu wenden.

„Sie werden der Erste sein, an den er versuchen wird Hand anzulegen" wurde ich belehrt, „denn er wird bald hören, was Sie für ein besonderer Sünder sind! Mr. Hebich, mein Herr, ist ein Deutscher, der hier her-

auskam, die braunen Heiden zu bekehren, aber er sagt, er habe hier weiße Heiden gefunden, mit denen er uns Europäer meint, die das Evangelium noch mehr nötig haben. So bringt er seine Zeit nun zu, die Militärstationen zu besuchen, und gar manchen hat er das „Blaue Licht" (Signallicht) aufgesteckt bei seinen Visiten!"

Der Ton, in dem diese Erklärung gemacht wurde, brachte all mein böses Blut in Wallung, und ich gebrauchte etliche starke Worte über Hebich und seine „neugierige Aufdringlichkeit", welche hier nicht aufgeführt zu werden brauchen. Ich hatte in gar nicht langer Zeit Gelegenheit, diese Aufdringlichkeit kosten zu dürfen. Ich schloß meine Auslassungen über Hebich mit der Bemerkung, daß ich ihn schleunigst hinauswerfen würde, wenn ich ihn je in meinem Hofe finden würde.

Ehe einige Tage verstrichen waren, hatten wir beinahe Mr. Hebich vergessen, es war zu heiß, um lange an etwas denken zu können. —

Ich glaube, es war gerade zur heißesten Tageszeit, wenn überhaupt ein Unterschied gemacht werden konnte, denn es war immer heiß, jeden Tag, und jeden Tag gleich. Außer den Schwarzen war niemand um den Weg. Ich lag nachlässig, eine Zigarette rauchend, auf dem Ruhebett, und lauschte träumend dem leisen Knarren des Punkah (großer kreisender Fächer) über mir. Türen und Fenster waren alle offen, nichts lag ferner als der Gedanke an einen Besuch, als Schritte durch die Veranda laut wurden. Wäre ich mehr wach gewesen, hätte ich ein ganz anderes Interesse gehabt an der besonderen Art der Annäherung des Fremden und wäre besser auf der Hut gewesen. Ich hörte die Schritte zunehmen und je mehr ausgeprägt, als der Kommende sich dem Hause näherte. Es war etwas schier Bezauberndes in diesen gleichmäßigen bestimmten Schritten,

was einen unwillkürlich lauschen ließ. Sie brachten die Vorstellung von Würde und Befehl nahe.

Ich horchte nach irgend einem Zeichen des Empfanges von Seiten des Dieners. Doch dieser hatte wohl die Gelegenheit der Hitze auch wahrgenommen, und machte allem Anschein nach ein Schläfchen auf eigene Rechnung. Die Tritte durchquerten den Vorderraum und näherten sich der Tür meines Zimmers. Ich wandte meinen Kopf, zu sehen, wer denn das sein könnte, und plötzlich stand ein großer hagerer Mann vor mir! Seine erste Erscheinung verursachte in der Tat ein Lächeln. Er sah beinahe burlesk aus in seinem langen schwarzen Rock, der ihm lose um den Leib hing, seinem ungeheuren grünen Schirm unter dem Arm, und dem großen Hut in der mageren Hand. Aber wer dann in sein Gesicht schaute, dem vergingen solche Gedanken. Sein Blick machte einen tiefen Eindruck. Es war Kraft in diesen Augen durch und durch zu schauen, nicht mit Verachtung, sondern mit einem Erbarmen, dem man sich nicht entziehen konnte, ja das einen erröten machte über sich selbst, und bereit zu tun, was er sagte als einer, der weit besser weiß was gut ist für uns, als wir selbst.

Hebich also, denn er war es, trat in das Zimmer. Ich stand auf, ihn zu grüßen, meine Zigarette aus dem Fenster werfend. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, streckte in seiner freundlichen Art seine Hand aus, und wünschte mir Guten Tag. Wo war aber meine Einbildung, meine Erklärung diesen Mann hinauszuwerfen, hin?! Ich weiß nicht wie noch wo! Ich fühlte mich wie ein Schuljunge vor dem Lehrer. Unbeholfen erwiderte ich seinen Gruß, ohne zu wissen, was nun zunächst zu tun sei.

Er aber war gerade so daheim, wie ich abwesend war. Höflich bewog er mich zum Sitzen und nahm Platz in einiger Entfernung.

Nach etlichen Momenten des Schweigens sagte er unvermittelt: „Nehmen Sie das Buch herunter!"

Ich ging durch das Zimmer und stand vor meinem Bücherbrett. Ich hatte nicht nötig zu fragen: was für ein Buch? Da waren Gedichte, ich wußte, es war keins davon; es war Wahrheit, die er begehrte, und mir kam der Gedanke, daß ich sie verachtet hätte für mich selbst. Da waren Reglementsbücher und technische Werke über Kriegstechnik, aber diese Bücher waren nicht für ihn; er hatte eine Botschaft des Friedens. Aber da in einer vergessenen Ecke war meine Bibel, ein Buch, das zur Ausrüstung jedes englischen Offiziers gehört, (obwohl es auch die Bibliothek jedes Privaten zieren sollte). Doch hatte ich sie nie geöffnet. Jetzt versuchte es meine Hand.

Ich brachte sie mit mir zu meinem Sitze nahe dem Tische und schaute fragend zu Hebich hinüber. Er machte eine bezeichnende Bewegung und fuhr dann feierlich fort: „Schlagen Sie das erste Kapitel des ersten Buches Mose auf, und lesen Sie die ersten 2 Verse."

Ich las laut: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe. Und der Geist Gottes schwebte auf den Wassern."

„Das ist genug, schließen Sie das Buch. Lassen Sie uns beten!"

Er kniete nieder und ich auch. Aber was er betete, weiß ich nicht. Etwas Fremdes, Neues war über mich gekommen. Ich konnte nicht zwei Gedanken zusammendenken. Ich wußte nicht, was ich denken, sagen oder tun sollte. Die Fragen brachten mich außer Fassung: „Was muß ich tun? Was brauche ich? Zu wem soll ich gehen?"

Hebich stand auf, reichte mir ernst die Hand und ging, wie er gekommen war. Zur Tafel ins Kasino konnte ich nicht gehen jenen Abend. Teils war ich

bange, obgleich ich nicht als Feigling bekannt war, zudem war es mir unmöglich, mit irgend jemand zusammen zu sein.

Am nächsten Tag lag ich wieder untätig da wie Tags zuvor, nur war ein befremdliches Verwundern über mich selbst gekommen und eine Art Furcht vor dem, was kommen würde, und doch begehrte ich zu erfahren, wie die Sache enden würde. Kein Laut, keine Bewegung, nur der Punkah knarrte leise über mir.

Wieder wurde der Schritt gehört — dieselbe Weise wie gestern — draußen, hinein in den Hof; über den Hof; durch die Vorhalle; an der Tür; und da war Hebich wieder!

Wieder stand ich auf, um sein: „Guten Tag" zu erwidern. Wieder bin ich unbeholfen und verwirrt. Wieder bewegt er mich zum Sitzen, und nach einem feierlichen Schweigen kommt wieder der Befehl: „Nehmen Sie das Buch herunter."

Wieder der Gang zum Bücherbrett, der unfehlbare Griff nach der Bibel, und ich nehme meinen Platz ein.

„Schlagen Sie das erste Kapitel des 1. Buches Moses auf, und lesen Sie die ersten zwei Verse."

Ich las wieder laut: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf den Wassern!"

„Das ist genug, schließen Sie das Buch. Lassen Sie uns beten!"

Diesmal hörte ich auf sein Gebet. Was war das für ein Gebet! Ich hatte vorher nie anders als aus einem Buche beten gehört. Dies war, wie wenn ein Mann mit seinem Freunde redet. Er sagte dem „lieben Vater" alles über mich. Er bat ihn, mich zur Selbsterkenntnis zu bringen, mich selbst zu verabscheuen und von mir selbst weg zu Christo zu fliehen.

Wieder verließ er mich, wie er Tags vorher getan hatte. Die Bibel lag offen auf dem Tische. Ich konnte sie nicht schließen, und konnte sie auch nicht fortlegen. Ich konnte nichts tun, als zu ihr zurückkehren, und über ihr zu sitzen, einem Schulknaben gleich, der zu seiner Lektion zurückkehrt. Ich las die Verse wieder und wieder, bis sie mir im Innersten der Seele brannten.

Ich brauchte keinen Ausleger. Die Worte waren ihre eigene Erklärung. Sie meinten gerade mich. Ja, ich war gleich der Erde, wüst und leer. Die Sünde war es, die mich soweit gebracht hatte, und die Finsternis der Gleichgültigkeit und des Unglaubens hielt mir meinen wirklichen Zustand verborgen und hatte mich unempfindlich gemacht.

„Und der Geist Gottes schwebte auf den Wassern."

War dieses fremden Mannes wundervolle Gewalt über mich, durch sein Gebet mich in Verbindung mit dem lebendigen Gott bringend, gerade das Schweben des Geistes Gottes über mir? Wenn irgend jemand gedemütigt war, überzeugt von seiner Not als ein verlorener Mensch, dem jede Sünde in aller ihrer Sündhaftigkeit zur Wirklichkeit geworden ist — dann ist es mir so ergangen. Die Schuppen des Stolzes der Vorurteile, der Weltlichkeit fielen mir von den Augen.

Wie ich die Zeit bis zum nächsten Tage zubrachte, weiß ich nicht. An die Hitze dachte ich nicht. Ein ganz neues Interesse war in mir erweckt worden. Es war das Drängen zu einem neuen Leben, die Stunde, die der Dämmerung vorausgeht. —

Der Schritt wurde wieder gehört draußen, dem Hofe sich nähernd. Ich wartete mit unterdrückter Spannung. Ich hatte meine Bibel offen, ich war bereit mit meinem Buch für den Lehrer. Mein Herz war voll.

Endabidri Dschain-Tempel mit Elephanten am Eingang.

Ich stand auf und ergriff seine Hand: „Herr Hebich, was muß ich tun? Ich sehe alles!“

Er schaute mich an mit all dem Mitleid der geistlichen Liebe: „Mein Sohn,“ (es zog mich wunderbar zu seinem Herzen hin, wie es den verlorenen Sohn im Evangelium zum Vater drängte), „Gott sprach: Es werde Licht! Glaube an den Herrn Jesus Christus, und Du wirst errettet werden!“

Er wies mich zum Kreuz auf Golgatha, wo Jesus mein Elend auf sich nahm, und es zu seinem eigenen machte; dann zeigte er mir meinen auferstandenen Herrn auf dem Throne, der Gottes Gerechtigkeit mir nun geben konnte.

Wir knieten zusammen nieder, und an diesem Tage betete ich zum ersten Male frei aus dem Herzen, ohne Buch, und dankte dem Herrn für das ewige Leben durch den Glauben an Jesum Christum.“ —

So gewann Samuel Hebich diesen Mann für Jesus! Wohl nicht immer wird Gottes Wort so eigenartig, und mit diesem Erfolg angewendet. Aber die Liebe, die dieser geweihte Jünger Jesu in seinem Herzen trug, machte ihn erfinderisch. Und dann kann man sich des starken Eindrucks nicht erwehren, daß bei diesem demütigen, gehorsamen Knechte Gottes *in besonderer Weise* die Leitung des heiligen Geistes sich zeigt.

Er sammelte nicht nur die Seelen durch das Wort, sondern hielt sie auch zusammen durch's Wort.

Wie er nach denen sah, die ihm der Herr auf's Herz gelegt, wie er sie lehrte und ermahnte, schildert uns Mr. Groves, der zugegen war, wie Hebich in French Rocks einmal Visitation hielt über solche, die er in Kannanur zum Heiland führen durfte. Er besuchte sie von Haus zu Haus und stärkte durch seine Gegenwart das geistliche Leben in jedem Herzen. Wir können uns nicht versagen, einen kurzen Auszug aus

einer Beschreibung hierherzusetzen, die Mr. Groves von einer Versammlung gelegentlich jenes Besuches gab. Fast schade ist es, das deutsch-schwäbische Englisch der Ansprache Hebichs nicht wiedergeben zu können, das der Berichterstatter so köstlich meistert. Mr. Groves schreibt:

„Ich war sehr überrascht, als ich den deutschen Missionar zum ersten Male sah. Er stand hinter einem Tisch, eine große geöffnete Bibel vor sich, und musterte die Versammlung mit seinen schönen, suchenden Augen. Hebich hat einen feinen Kopf und vollen Bart. Er pflegt in einem schwarzen Talar aufzutreten mit einem weißen Kragen, der beinahe die Schultern ganz bedeckt. Er war, scheint's, mehr daheim hinter seinem Tisch, wo er auch einmal ein paar Schritte rechts und links wandern konnte, als wenn er eingeschlossen sein mußte in eine Kanzel.

Er las das 4. Kapitel des Epheser-Briefes, und erklärte das Gelesene, bis er zum 16. Verse kam an das Wort „zusammengefügt", (im Englischen: fitly joined together, in Hebichs Aussprache: fitly shoined togeder), das er langsam las und wiederholte.

Er hielt einen Augenblick inne und stellte dann plötzlich die Frage: „Habt ihr je einen Zuber gesehen?" Dieser anheimelnde Appell weckte die Schläfrigen und brachte ein Lächeln auf alle Gesichter. „Wenn ihr nach Palhully geht, (einer Fabrik in der Nachbarschaft), könnt ihr einige große Zuber sehen. Ihr und ich können keinen Zuber machen. Dazu gehört ein guter Böttcher, einen Zuber zu machen, sonst wird er kein Wasser halten; denn er ist nicht aus einem Stück zu machen, sondern aus vielen, und die vielen Teile müssen genau zusammengefügt sein. Es gehören vier Dinge dazu, einen guten Zuber zu machen:

1. Er muß einen guten Boden haben.
2. Jedes seiner Teile muß genau an den Boden gefügt sein.

3. Jedes muß genau zum andern gefügt werden.
4. Jedes muß dicht am andern gehalten werden durch das Band außen.

Ein Teil mag schmal sein und ein anderer breit, drum kann es doch ein guter Zuber werden; aber wenn ein kleiner Stein, oder etwas anderes zwischen die Teile kommt, wird nichts Ganzes daraus. Wenn sich auch die Teile ganz nahe sind, aber doch nicht sich berühren, und eines von ihnen fällt hinaus oder herein in den Kreis, wird's nie ein Zuber. Nun, wenn wir auch einen guten Boden haben, und jedes Teil ist ans andere gefügt vom Boden bis zum Rand, haben wir nun einen guten Zuber? Nein, nein, er wird nur für einen Augenblick Wasser halten, bis die Bänder außen angelegt sind. Die Bänder pressen erst die Teile recht zusammen.

„Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus!" Hier haben wir den guten Boden für unsern Zuber. Er ist vollkommen, und jeder der wahren Gläubigen ruht auf und an diesem Grunde, und ist zusammengefügt mit Ihm durch den heiligen Geist. Es gibt viele, die sich Christen nennen, aber nicht mit ihm verbunden sind, doch von ihnen reden wir jetzt nicht.

In der Apostelgeschichte lesen wir öfters von dem „Erfülltwerden mit dem heiligen Geist," und daß die Stätte sich bewegt habe durch seine Kraft, wo man zum Gebet beieinander war. Gerade so füllt er heute noch die Seele, die den Herrn Jesus liebt, mit Friede und Freude, und gleicherweise auch die Gemeinschaft solcher, die in Seinem Namen beisammen sind.

Zuweilen! — Nicht immer. Zuweilen, — nicht immer! Warum nicht immer? Wir werden sehen! Was ist das kleine Stückchen oder das Steinchen zwischen den Holzteilen, die den Zuber machen? Es ist der kleine Zank, das harte Wort, das schmutzige

Geldstück, was Bruder vom Bruder trennt, daß sie nicht zusammengefügt sind!

Was ist die Spalte zwischen den Teilen vom Boden bis zum oberen Rand, wodurch das Licht schimmert? Es ist die Kaltherzigkeit, die ihr fühlt, von der ihr aber nichts sagt! Des Majors Frau und des Kapitäns Frau wollen fromm sein, aber nur miteinander sprechen, was nötig ist und sich nur der Form nach grüßen, weil Geschwätz zwischen sie geraten ist.

Was ist das für ein Stück, das aus dem Kreis fällt? Es ist der Stolz, der unversöhnte Geist, den jeder unter uns fühlen kann, und der den himmlischen Frieden von uns wegtreibt. Wenn ihr betet, der heilige Geist möge ausgegossen werden, und er kommt dann, kann er nicht in der Versammlung bleiben, weil ihr nicht genau zusammengefügt seid. Ihr seid sehr unglücklich, daß ihr keinen Segen habt, und bleibt aus der Versammlung weg, weil sie euch nicht gut tut — der Teufel ist bei euch daheim, ihr werdet in der Tat trocken.

O, Geliebte, seid zusammengefügt! Ihr habt keine Macht über euch. Was euch zusammenhalten kann, ist die Liebe, das Band der Vollkommenheit; wenn diese Kraft euch zusammengepreßt, werdet ihr mehr zusammenhalten. Dann wird der heilige Geist bei euch bleiben, und ihr werdet gefüllt bis zum Ueberfließen! Dann werden alle, die in eure Mitte kommen, erfrischt werden, und der Name des Herrn Jesus wird verherrlicht! Amen!"

Daß sich Hebich nicht mit der Predigt allein begnügte, den Menschen nahe zu kommen, sahen wir bereits zur Genüge. Wo er in der Predigt noch nicht zum Ziel gekommen war, suchte er durch irgend ein Mittel auf andere Weise den Leuten die Wahrheit der Schrift als Angelhaken in das Herz zu bringen.

Die Zusammenkünfte, die er nach dem Abendgottesdienste in Kannanur veranstaltete, waren ganz besonders für ihn geeignet, den einzelnen ans Herz zu kommen. Die Eingeladenen tranken dann Tee in seiner Wohnung. Man konnte kommen und gehen, wie es einem jeden beliebte, Hebich lud in herzlicher Weise alle ein: „Kommt nur, kommt alle! Ihr könnt alles, was Ihr braucht, in meinem Laden bekommen, frei, umsonst, für nichts. Ich predige euch, gebe Tee und auch zuweilen Püffe — alles umsonst!“

In diesen einzigartigen „Nachversammlungen“ wurde in der Regel die Abendpredigt noch einmal durchgenommen. Fragen wurden gestellt und beantwortet, und der alte Sokrates legte seinen Jüngern auch manche Frage zur Erwägung vor. Fragen, die sie aufweckten und dann ruhelose Nächte verursachten, bis die Betreffenden Frieden in Jesu gefunden hatten. Es war ein liebevoller Umgang mit allen, so frank und frei!

Diese Versammlungen machten einen besonders tiefen Eindruck auf einen jungen Offizier namens Gompertz, den man später Hebichs würdigen Sohn genannt hat. Wie er vorging, diesen feinen, edlen Jüngling für Christus zu gewinnen, mag in folgendem angedeutet werden:

Einmal frug ihn der alte Seelenkundige freundlich aber bestimmt: „William, bist Du auch ein armer Sünder? Brauchst Du auch Vergebungsgnade? Ich glaube, solch ein frommer, feiner Jüngling wie Du kcmmt in den Himmel ohne einen Heiland! — Aber ob es wohl geht?“

Er erhielt keine Antwort darauf. William lächelte nur und blieb beständig verschanzt in der Burg seines Schweigens. Allmählich wurde er aber mehr mitteilsam. Dann und wann stellte er eine Frage und machte auch wohl eine Bemerkung.

Bei einem dieser Teeabende wurde die Frage des Pferderennens aufgeworfen und erregte eine lebhafte Auseinandersetzung. Das Für und Wider dieses Sports erhitzte die Gemüter. Plötzlich sagte Hebich zu William dem Schweiger: „Du bist auch beim Rennen gewesen. Das hätte ich nicht von Dir erwartet. Aber Du siehst, Dein Herz ist genau so schlecht als das des schlimmsten Offiziers. Du hast die scheußlichen Tiere auch in Deinem Herzen. Du siehst nur diese Teufelsmenagerie nicht so, wie andere sie sehen. Das ist der einzige Unterschied zwischen Dir und ihnen!" William lächelte nur.

Bei einer Versammlung jener Teetrinker sagte Hebich wieder einmal zu ihm: „Ich habe nach Dir gesehen in der Kirche. Was sind das für Schrammen auf Deiner Backe? Die bekamst Du nicht im Dienste Eurer Königin!"

Der junge Mann erwiderte errötend: „O das macht nichts, ich bin auf die Schnepfenjagd gegangen mit einem Freunde, und habe mir das mitgebracht!"

„Hattest Du Erlaubnis dazu?"

„Ich brauche doch keine Erlaubnis zum Schnepfenschießen!"

„So, so, so! Keine Erlaubnis! Seh einer diesen unabhängigen jungen Mann, er kann tun, was ihm gefällt und braucht von niemandem Erlaubnis! So, so, so!"

Das öffnete dem jungen Anfänger in Gottes Wegen die Augen, er merkte, was der Alte ihm damit sagen wollte. Er konnte den Nachdruck nicht vergessen, den Hebich auf das so, so, so, gelegt hatte und erkannte zum ersten Male in seinem Leben, daß ein Streiter Christi einen Paß braucht von seinem Herrn für jedes Wort und jede Tat seines Lebens. William ging nach dieser Unterredung nie wieder zur Jagd. Aber er öffnete unter der liebevollen und weisen Behandlung

Hebichs sein Herz dem Herrn Jesus immer mehr, bis der Herr den Thron seines Herzens ganz in Besitz genommen hatte. Er blieb bis zu seinem früh erfolgten Tode ein treuer, demütiger Jünger Jesu und dankbarer Verehrer Hebichs und hat viel gewirkt im Reiche Gottes.

Hebich wollte die Leute ganz haben, und für immer haben, drum hatten seine Netze dichte Maschen. „Ich gebe euch um euer Disputieren und Beten nicht einen Heller," sagte er, „wenn ihr nicht euer Leben ganz dem Herrn hingebet; der Herr Jesus will das ganze Herz haben, und nur die das ganze Herz dem Herrn geben, die haben das Geheimnis."

„Ich erinnere mich noch," erzählt Inspektor Rappard, „wie er um das Jahr 1860 in meinem elterlichen Hause während der Bibelstunde eine große Blumenvase nahm, die man nur mit beiden Händen fassen konnte, und dieselbe einem Mädchen zu halten gab. Dann nahm er die große Bibel, aus der er soeben gelesen hatte, und befahl vor der ganzen Versammlung dem Mädchen, es sollte die Bibel nehmen. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit stellte das Kind die Blumenvase auf den Boden und ergriff die Bibel.

„Das ist recht," sagte Hebich, „allem absagen, was man hat, und Jesum und Sein Wort annehmen, dann ist man gerettet für Zeit und Ewigkeit." —

Der greise Evangelist Suwartappa, ein bekehrter, 1871 selig entschlafener Brahmane, erzählt als die lebendigste Erinnerung von Hebichs Wirken:

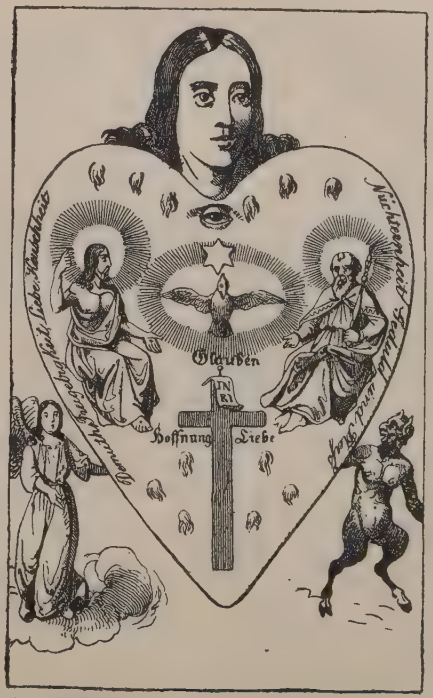
„In Udapi habe ich einmal Hebich Kinderlehre halten hören. In derselben wandte er sich an mich mit der Frage: „Suwartappa, wann brauchen wir die Gnade Gottes:" Ich sagte: „Allezeit, bis wir sterben." Als ich merkte, daß die Antwort Hebich nicht zufrieden stellte, versuchte ich eine bessere zu geben, und sagte:

„In alle Ewigkeit.“ Aber auch diese Antwort genügte nicht; verdutzt schwieg ich. Darauf wandte sich Hebich an meinen Buben (jetzt Lehrer am Predigerseminar): „Cristanudscha, wann brauchen wir die Gnade Gottes?“ Dieser antwortete: „Jetzt“; und diese Antwort war recht. Drei-, viermal wiederholte Hebich:

„Ja, jetzt brauchen wir die Gnade Gottes, jetzt!“ Da mußte ich mich dann sehr schämen vor Hebich und allen Anwesenden, ja vor meinem eigenen Sohne, der freilich hernach zu Hause mir gestand, er habe Angst gehabt, da sei ihm diese Antwort in den Sinn gekommen, und er habe sie herausgesagt in heller Verlegenheit. Das „Jetzt brauchen wir die Gnade Gottes“, wurde mir aber dadurch tief eingeprägt, und blieb mir bis in mein Alter.“

Die Menschwerdung Christi hat Hebich einmal mit Hilfe einer großen Kupfermünze und einer gleich großen Rupie verdeutlicht. Er zeigte die Silbermünze von der kupfernen zugedeckt herum und fragte: „Was ist das?“ Natürlich Kupfer von wenig Wert, das bedeutet den Menschen; dann aber schob er das Kupfer weg und zeigte, was dahinter sei: Silber, göttliche Natur! Weiter gings an die Rechtfertigung durch Bedecken des Sünders mit der Gerechtigkeit Christi. Da sah man nichts als Silber, köstliche, göttliche Art, aber dahinter war und blieb der sündige und wertlose Mensch. Er ruhte nicht, bis auch die oft so stumpfen, in Gesetz und Selbstgerechtigkeit versunkenen alten Tamilweiblein von ihrem Tun weg in Gottes Tat und Rat blicken lernten.

Eine ganz besondere Vorliebe hatte Hebich indessen für das sogenannte „Herzbüchlein“, das er fast stets bei sich führte, um den Leuten die getreuen Abbildungen ihres Herzens unter die Augen zu halten. Er mochte in irgend einer Gesellschaft sein, — das Herzbüchlein mit den Bildern des natürlichen, erweckten,



2 Bilder aus dem Herzbüchlein (von J. Goßner).

bekehrten, angefochtenen, abtrünnigen und geheiligten Herzens nebst den bildlichen Darstellungen von Sterbeszenen ungläubiger und gläubiger Menschen diente ihm, den Menschen ihren Zustand zu offenbaren, und sie mit dem Heil in Christo bekannt zu machen. Wir führten bereits einige Fälle an, in denen das Herzbüchlein von ihm gebraucht wurde. Einst traf er den greisen General Kennett, „gleich einer interessanten Ruine, die aus einer früheren Zeit in die gegenwärtige hereinragte.“ Hebich wußte nichts Besseres, um diesem alten Krieger unter die Rippen zu kommen, als ihm das Herzbüchlein zu erklären. Er erzählte: „Als ich an die Schlange kam, wollte er weglaufen, ließ sich jedoch zum Bleiben bewegen; ich schloß mit Gebet, und er bedankte sich.“

Ein anderes Mal schreibt er:

„Diesen Morgen ging ich zeitig aus im Namen des Herrn; ich machte eine Art Streifzug, sprach mit mehreren, kam an eine Schule, gab dem Lehrer und den Schülern Bücher, und endlich kam ich auf den Bazar. Wir predigten beide frisch und mit Kraft. Es waren wieder Versucher da, die meinen Katecheten immer mit Fragen neckten; sie wurden aber von mir alle kurz beantwortet; auf fürwitzige Fragen lasse ich mich meiner Erfahrung und besonders dem Worte Gottes gemäß (1. Tim. 6, 20) nicht ein, und sobald ich den Fuchs merke, sage ich ihm scharfe Worte, worauf er abzieht

Selbst durch rein Aeußerliches suchte der originelle Evangelist Einfluß auf die Menschen zu gewinnen, um sie zu Jesu führen zu können. Wie sorgsam pflegte er seinen stattlichen langen Bart! Obgleich besonders die Engländer aus den Europäern mit glattem Gesicht unter den Einwohnern zu leben liebten, und mehr als einmal ihn baten, seinen Bart herunterzunehmen, konnte er sich von diesem Schmuck edler Männlichkeit

nicht trennen. Eine Dame schenkte ihm einst ein Rasiermesser, — er nahm die Gabe dankbar an, der Bart aber wuchs fröhlich weiter. Einst hatte er scharf gegen die mit Putz überladenen Toiletten der Damen gepredigt, als am Schlusse der Predigt eine Zuhörerin den Spieß umdrehte, und den Prediger der Eitelkeit bezichtigte, indem sie auf seinen wohlgepflegten Bart anspielte. Hebich hörte seine Partnerin freundlich an, pflegte aber seinen Bart nach wie vor. Er hatte sich bei den Indiern den Namen eines „Bartherren" erworben, und durfte tatsächlich etwas von seinem Einfluß auf das Volk seinem Bart zuschreiben. Freilich entging er nicht dem Schicksal, Nachäffer zu finden. Manche seiner begeisterten Anhänger glaubten „Hebichs" werden zu können, wenn sie nur einen langen Bart trügen, und noch etliche Hebichsche Absonderlichkeiten annähmen.

Was bei dem lieben Alten so ganz natürlich war, wirkte begreiflicherweise bei andern wie eine witzige Karrikatur, und verfehlte vollkommen seinen Zweck. Er selbst sagte einmal: „Als einem Fremden sehen mir die Leute vieles nach und nehmen es nicht genau mit mir, was ich dann demütig zum Heil ihrer Seelen zu benutzen suche."

Wie es in seinem Gottesdienst aussah, erzählte er in folgendem: „Noch selten gelingt mir eine fließende Predigt unter ihnen; ich muß immer durch Fragen zu weiterem Verständnis helfen. Unser Kapellchen ist einfach und niedlich; zur Linken sitzen auf Matten die Weiblein mit ihren Kindern (die mitunter während des Gottesdienstes ihre jammernden Stimmlein hören lassen, — mögen sie zum himmlischen Vater dringen!); zur Rechten die Männer auf Bänken; weiter hinten die Indobriten. Ich stehe vor dem mit weißem Tuch bedeckten Tisch gerade unter dem Känzelchen. Mir zur Rechten Aaron, der meine kanaresischen Worte in Ta-

mil wiedergibt, zur Linken der Schulmeister, der mein Singer und Lehrer ist. Die Kanzel besteige ich nur, wenn ich englisch predige."

Auf dem weißgedeckten Tisch lagen übrigens neben den Bibeln in Malayalam, Tamil und Englisch eine kleine Rute und ein längeres Rohr. Aber wozu diese Dinge in der Kirche? Nun, wenn die lieben Kinderlein während des Gebets (Hebich betete fast eine Stunde lang) oder in anderen Teilen des Gottesdienstes, nicht mehr so ganz andächtig waren, dann stand er wohl von seinen Knien auf und schaffte durch einen richtig bemessenen Schlag Ordnung, um dann mit beten oder predigen fortzufahren.

Eine ergötzliche Geschichte trug sich zu, als ihm einmal der Geduldsfaden riß bei einem Auftritt mit widerspenstigen Taufkandidaten:

„Du hast meinen Herrn beschimpft," rief er und schlug drein, daß ihm die Hand schwoll. „Ein schöner Auftritt in der Veranda, aber voll Leben!" berichtet er dann weiter, „und es war vom Herrn. Denn nun wurde akkordiert und ans Herz gesprochen; die Leutlein demütigten sich und lieferten ihren Goldschmuck aus, der in einem Beutel versiegelt wurde. Alles war voll Erstaunen, und nun gings ins Zimmer zum Gebet. Und da war Gottes Friede, Halleluja. Ich hoffe zum Herrn, daß Er in den armen Seelen weiter wirken wird, denn der Teufel hatte sie so weit gebracht. Das ist doch ein wunderbares Leben, ein Missionar zu sein! Nun gute Nacht, liebe Brüder. So lange der Herr Jesus noch lebt, nur frisch gewagt, der Sieg ist unser! Amen!"

Dazu schreibt einer seiner Mitarbeiter:

„Diese Szene ist natürlich weder zur Nachahmung, noch zur Bewunderung mitgeteilt; sie soll nur das Bild der Geduldsarbeit vervollständigen, welcher die Kannanur-Gemeinde ihr Dasein verdankte. So lang-

mütig der Papa sein konnte, so scharf fuhr er durch in kritischen Augenblicken, und weil es ihm doch nur um die Rettung der Seelen zu tun war, beugten sich die Redlichen auch unter seine Schläge. Bezeichnend aber ist für ihn der Umstand, daß er hintennach alles so ruhig ansehen konnte, als sei's ihm direkt vom Himmel herab beschert."

Daß er bei aller Liebe zu den Seelen auch ein praktischer Mann war, zeigt folgende Stelle aus seinen Briefen:

„Es ist mir vorzüglich auch darum zu tun, die Christen reinlich zu machen. Die niedrigen Heiden sind so gar schmutzig, ja stinkend schmutzig, und man hat es schwer, die soeben aufgenommenen Christen zur Reinlichkeit zu bewegen."

Wie er einmal verfuhr, um auch den Besitzern einer Pflanzung die Wahrheit sagen zu können, erhellt aus folgender Begebenheit. Er war nach dieser Pflanzung gekommen auf Veranlassung der Herrschaft, und gab sich natürlich am meisten mit den werktätigen Leuten ab. Hebich erzählt: „Bei dieser Gelegenheit, wie auch in den abendlichen Katechesen mit den Erwachsenen, stellten sich auch gebildetere Leute vom Hausgesinde der Pflanzer ein, um ihre Beobachtungen zu machen. „Sie bekamen da genug zu hören, stimmten am Ende auch nach manchem Widersprechen mir bei. „Wenn aber alles so ist," fragte der Hauptschreiber, mich versuchend, „wie muß dann unser Herr leben? Kann er auch so, wie er jetzt ist, in den Himmel kommen?" Darauf nahm ich ihn freundlich beim Arme, und führte ihn vor die Türe hinaus, indem ich ihm sagte: „So nun geh lieber! Du mußt für Dich Gott antworten und nicht für Deinen Herrn. Dein Herr muß für sich selbst antworten, das geht dich nichts an!" Beschämt schlich er sich wieder herein, und alle Knechte lachten ihn aus. Diese Geschichte erzählte ich

nachher am Tische den Herren mit der Bemerkung, welch einen verschmitzten Diener sie hätten, und wie sie auf ihrer Hut sein müßten!"

„Ja," sagte der Jüngste, „das war eine schlimme Frage!"

Zeigte es sich, daß das Wort der Wahrheit irgend welchen Eindruck gemacht hatte, dann nahm er sofort seinen Vorteil wahr. So war einmal ein Kapitän von einem Fest so befriedigt, daß er noch am Abend seine erste Gabe sandte: Es habe ihn sehr gedemütigt, sich sagen zu müssen, wie er für die Ausbreitung von Christi Reich noch so wenig beigetragen habe. Hebich blies diesen ersten Funken mit solchem Erfolge an, daß er bald den Offizier mit seiner Gattin für gewonnen achten durfte.

Klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben, suchte er seines Meisters Auftrag, das Evangelium zu bezeugen, auszuführen.

Es war wohl gelegentlich einer Reise in die blauen Berge, als der bestaubte Wandersmann von dem Burschen eines Obersten von der Tür gewiesen wurde. Der Oberst wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Hebich ging zu seinem Freunde an dem Orte, gleichfalls einem Oberst, und bat diesen um seinen Jagdwagen. In Eile kleidete er sich um und machte sich dann im Gefährt seines Gastfreundes wieder auf den Weg zu dem Offizier, welcher sich kurz vorher geweigert hatte, ihn zu empfangen.

Als der Oberst seines Freundes Jagdwagen sah, glaubte er natürlich, sein Freund komme, ihn zu besuchen. Zu seinem Schrecken stand er aber einen Moment später dem Missionar Auge in Auge gegenüber. Als er nicht mehr ausweichen konnte, bat er ihn, ins Haus zu kommen.

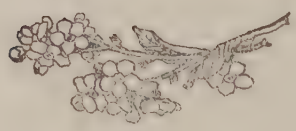
Kaum hatten sie Platz genommen, als Hebich seine Batterie auffuhr und sagte:

2 Bilder aus dem Herzbüchlein (siehe auch den Anhang).

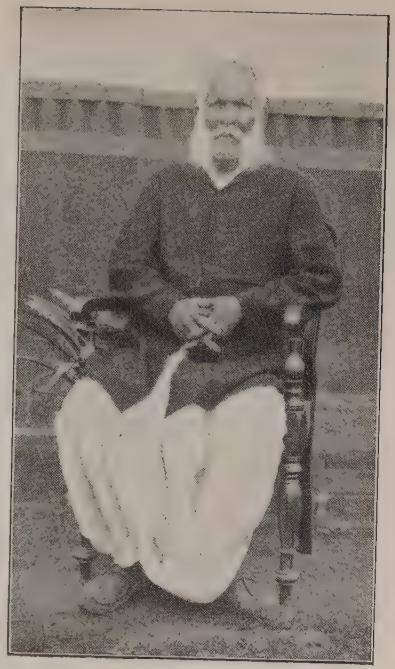
„In der Tat, Herr Oberst, nun ich als ein reicher Mann zu Ihnen komme, empfangen Sie mich; komme ich aber als ein Armer, dann weisen Sie mich zurück. So wollen Sie natürlich auch den armen, verachteten Jesus nicht aufnehmen, sondern nur den reichen Jesus. Sie werden zur Hölle fahren mit Ihrem Hochmut! Nur die geistlich Armen werden Gott schauen. Kommen Sie, wir wollen beten, daß der Herr Jesus Ihnen vergibt."

Es wird berichtet, daß der Oberst sich beugte wegen seines Stolzes und ein demütiger Nachfolger des geringen Jesus wurde. —

So ist dieser treue Knecht Gottes allen alles geworden, um nur allenthalben etliche selig zu machen. Wir aber wollen Gott bitten um die Klugheit und den praktischen Sinn dieses erfolgreichen Seelengewinners.



35 Fuß hohe Bild-Säule des Buddha in Karkala.



Sebaltian Furtado, eingeborener Prediger,
der zu Hebichs Zeit aus der römischen Kirche übertrat u. lange Jahre Pastor an der Mangular-Gemeinde war.

IX. Das Geheimnis seines Lebens.

„Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.

Ps. 92, 13—15.

Ja, das war das Geheimnis dieses gesegneten Lebens! Samuel Hebich war gepflanzt im Hause Gottes. Die tiefen Wurzeln seiner Kraft gingen unter der Schwelle der Zeitlichkeit fort, und sogen aus Gott, dem Urborn alles Lebens, ihre Nahrung. Er war aus Gott geboren und lebte in Gott, darum grünte er auch immerwährend hier auf Erden, dem Vorhof Gottes. Er war gepflanzt an den Wassern ewigen Lebens, drum konnte er seine Zweige ausbreiten, daß allerlei Volk unter dem Himmel bei ihm seine Zuflucht fand, um in seinem Schatten von seinen Früchten zu essen, die in der Sonne der Gottesliebe süß und reif geworden waren.

Samuel Hebich hatte sich seinem Gott ganz hingegeben. Er hatte gleich von Anfang an reine Sache gemacht, der Welt sich ganz entschlagen, um einzig und allein seinem Gott und dem Evangelium zu leben.

„Meine Zeit ist ganz für das Werk des Herrn", sagt er einmal, „ich sehe niemand, besuche niemand, esse bei niemand, predige aber dreimal wöchentlich den Engländern, wo sie dann, so viele wollen, Gelegenheit haben, mich zu sehen und zu hören, — dadurch gewinne ich Zeit, die ich so notwendig brauche."

Seine Mitarbeiter geben folgende Beschreibung seiner Tageseinteilung, der er an dem Hauptplatze seiner Wirksamkeit folgte:

„Mit dem Kanonenschuß um 5 Uhr morgens stand er auf und machte seinen Spaziergang, da er dann gern diesen oder jenen Offizier anredete, oder sonst eine Bekanntschaft anknüpfte. Zurückgekehrt, besuchte er fast jeden Winkel seines engen Gehöftes und versicherte sich vom Stand der Dinge bei jung und alt. Dann trank er seinen Kaffee und setzte sich in die Veranda mit seiner englischen Bibel; wohl eine Stunde widmete er da dem Gebet und der Betrachtung des Wortes. Nun kamen entweder Katechisten oder Christen mit ihren Angelegenheiten, oder es waren Taufkandidaten zu unterrichten, oder er hatte Gottesdienst und Schulbesuch. Rief ihn eine Angelegenheit hinaus, so stand das Pferd bereit; für die heißesten Stunden auch ein Ochsenwagen nach dem Muster der Eingeborenen. Das einfache Mittagessen hatte keine feste Stunde; wenn er heimkam, aß er, was sein Peter ihm auftrug, legte sich einige Minuten hin und stand dann auf, frisch für irgend welche neue Predigt. An den drei Abenden, da englischer Gottesdienst war, blieb ein oder der andere Offizier, der diesem beigewohnt hatte, bei ihm zum Tee, und dann schloß der Abend nach heiterem und ernstem Gespräch mit Gebet."

Doch läßt sich denken, daß nicht ein Tag dem andern glich. Aber was der Tag auch brachte, immer war er in Verbindung mit seinem Gott, und deshalb auch immer frisch, um ein Segen sein zu können. Dabei war er unermüdlich tätig, nützte die Viertelstunden und ergriff jede Gelegenheit, sein Leben so reich wie möglich zu machen im Dienste Gottes.

An seinem Geburtstag zum Beipiel geht er schon um 6 Uhr zu einem Hauptmann G., der sich einen so frühen Gast gefallen ließ; da findet er, daß er wirklich heute einen guten Tag habe. Er zeigt dem Offizier und seiner Gattin das Herzbuch, erklärt's und merkt dabei, daß die noch nichts vom Gesetze wissen,

das schärft er ihnen also möglichst blank. Zwischenhin fragt er: „Geben Sie auch etwas für des Herrn Werk?“ — „Sehr wenig.“ — „Das müssen Sie tun, wenn Sie sich Segen die Fülle wünschen, Mal. 3, 10.“ — „Ich will Ihnen was geben.“ — „O, dazu bin ich nicht hergekommen.“ — „Frau, schreib ihm eine Anweisung. Wie heißen Sie?“ — So wird ihm ein Wechsel für 30 Rupies gegeben, worauf er mit ihnen betet und frühstückt. —

Gehobenen Herzens geht er weiter zu einem Husarenoffizier, der immer nur lacht und durchaus kein Lügner sein will; wie derselbe aber endlich aus der Schrift überwiesen ist, drückt er dem ungestümen Boten herzlich die Hand. —

An eines Obersten Haus konnte er nicht vorbeigehen; der hatte zwei Tage zuvor ihm entgegengerufen: „Ich kann Ihre Glaubenssätze durchaus nicht billigen!“ worauf Hebich freundlich erwiderte:

„Ich komme mit vieler Liebe zu Ihnen“, und sich durchaus nicht verdrängen ließ. Heute nun kehrt er dort ein und trifft 4 Offiziere am Kartentisch. Eingeladen wird er von der Dame, die malend im Nebenzimmer sitzt. Er hat eine ernste Unterredung mit allen, zeigt und erklärt das Herzbüchlein und wird schließlich von dem Offizier, der bitter geworden ist, verabschiedet mit den Worten:

Nun, leben Sie wohl, Herr Hebich, Sie haben uns alle zur Hölle gesandt, Ihre eigene werte Person ausgenommen!“

Hebich selbst aber bemerkt: „Ich verließ das Haus mit einem schweren Herzen, betend für eine Seele, die nach etwas Besserem kein Verlangen zeigte. — So ging ich von Haus zu Haus, manche hörten mich gern, andere beteten mit mir, wieder andere lachten mich aus, aber ich war glücklich im Herrn. Das war in der Tat ein fröhlicher Geburtstag!“

Wir wundern uns nicht, daß von einem solchen Manne Ströme des Segens ausgingen. Ein Major Davidson hat einmal nach 23 Jahren Zeugnis abgelegt von dem Segen, den Hebich zurückgelassen hat in seinem Regiment, obgleich er nur 3 Tage dort zum Besuch gewesen war. „Freilich", fügte Davidson hinzu, „hatte dieser Missionar sein ganzes Herz in seines Meisters Dienst, was man fühlte an dem köstlichen Geruch, den seine Anwesenheit zurückließ."

Wir müssen, um diesen Mann und sein Wirken zu verstehen, von der Liebe reden, die er zu den Menschen hatte. Eine große, starke Liebe, die am Altar der Liebe Gottes auf Golgatha entzündet war.

Ja, wie lieb hatte er die Seelen, und welche Geduld übte er! Er war nie in Eile. Er wartete auf Gott und wartete auch auf Menschen. Er gab ihnen Zeit, sich zu besinnen, aber wenn er gewiß war, daß Gott ihm eine Seele gegeben hatte, dann ruhte er auch nicht, bis die Seele sich Gott auch übergeben hatte.

Eine liebe Dame erzählte öfters ihren Besuchern, wie er einen Offizier in Coimbatore für den Herrn gewann. Dieser seine Herr glaubte sich sehr belästigt von des einfältigen Deutschen „neugieriger Aufdringlichkeit", und hatte seinen Dienern den strengen Befehl gegeben, den Alten nie ins Haus zu lassen. Eines Tags erspähte Hebich den Offizier, wie er in seinen Hof ging, und eilte ihm nach, um ihn abzufangen. Aber er kam zu spät, der Hausherr schlug ihm die Tür vor der Nase zu und verschloß sie. Aber das konnte den alten Gottesstreiter noch nicht wegtreiben. Er ging ums Haus herum nach hinten, aber auch dort waren alle Türen verschlossen. Doch ist da nicht ein offenes Fenster? Er ging diesmal den nicht ganz gewöhnlichen Weg, kletterte durchs Fenster und stand bald vor dem Offizier mit einem Angesicht, das erbarmende Liebe wiederspiegelte, und sagte zu ihm: „Mein Sohn,

11683

warum fliehst du vor deinem Vater? Ich liebe dich! Komm, laß mich mit dir beten!"

Die Sanftmut und Geduld dieses fremden Mannes Gottes überwand des Offiziers Herz. Er war bald in Tränen aufgelöst, bekannte seine Sünden und schrie zu Gott um Gnade. Hebichs beharrliche Liebe und große Geduld gewann diesen Mann für Christus, der ein demütiger Nachfolger des Herrn wurde. Und was könnte sich einer solch weißglühenden Liebe zu Menschenseelen, wie sie dieser Menschenfischer hatte, auch auf die Dauer widersetzen?

Die Liebe hemmet nichts;
Sie kennt nicht Tür noch Riegel,
Und drängt durch alles sich;
Sie ist von Anbeginn,
Schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sie ewiglich!

Das kann auch von Samuel Hebichs Liebe zu den Menschen gesagt werden.

Wie lieb Hebich auch seine Mitarbeiter hatte, das zu zeigen, gab es in den vielen Wechselfällen des Missionslebens hinlänglich Gelegenheit. Kehrte irgend in der Nähe eine besondere Not oder Trübsal ein, so war er auch auf dem Platze und tröstete, half und trug mit, bis der Sieg gewonnen war. In einer Zeit des Verzagens, da ein junger Streiter durch Mißmut fast gar aus dem Felde gejagt worden wäre, trat er herein mit den Worten: „Ihr seht ja gerade so aus, wie wenn der Herr Jesus wieder gestorben wäre. Aber er ist auferstanden, ich weiß es gewiß, hab's ja erst gestern verkündigen dürfen" (es war an einem Ostermontag) — und damit ging's weiter mit einer Fröhlichkeit, die auch die Kühlsten anstecken mußte.

Einmal war die Entlassung eines Missionars wegen Ungehorsams schon ausgesprochen, da sandte er mit dem reuigen Briefe des Betroffenen auch seine

Bitte ein, die also begann: „Nachdem ich die Inlage gelesen, kann ich mich des Eindrucks von wahrhaftiger Scham und Reue nicht erwehren, und fühle mich im Geiste gedrungen, mich in Ihrer Versammlung bis auf die Erde vor Ihnen zu beugen und im Namen des für unsere Sünden gekreuzigten Herrn Jesu, dessen Amt Sie führen, um Verzeihung und Wiederaufnahme unseres lieben N. zu bitten. Ach, wenn Sie mir's glauben könnten, ich fühle mich viel würdiger, weggeschmissen zu werden, und Sie können daraus abnehmen, wie unwürdig ich mich fühle, für ihn bei Ihnen Fürbitte zu tun." Dann schließt er: „Sie können gewiß sein, er arbeitet jetzt viel treuer, als wenn er nicht gesündigt hätte, und da die Engel im Himmel so große Freude haben über einen Sünder, der Buße tut, wie können wir anders als die Freude mit ihnen teilen? Und wo Freude ist im Himmel, da ist kein Bann, kein Fluch, da ist eitel Segen. Wär's nicht so, Ihr lieben Herren, Ihre Mission wäre schon lang nicht mehr; ich rühme die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn. Amen. Und weil ich Sie nun für andere gebeten habe, so bitte ich auch um Ihre fernere Barmherzigkeit für mich armen Sünder; aber ich bin abgewaschen aus Gnaden, ich bin geheiligt, bin gerecht gemacht worden durch den Geist unseres Gottes. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen!"

Er hat keine Fehlbitte getan; und wie innig seine ungeschminkte, treue priesterliche Liebe ihm die Herzen der Brüder verband, welchen Eingang er damit auch für seine als des Seniors Ermahnungen gewann, läßt sich leicht denken. Namentlich fühlte, wer irgendwie gedemütigt war, ihm an, daß er sich gerade dann vor Vorwürfen oder Anspielungen auf vorausgegangene Warnungen ernstlich hütete, auch wenn sie noch so verdient gewesen wären. So wurde man seiner am frohsten in Augenblicken, wo sonst auch gute Freunde einen

kleinen Anflug von Schadenfreude nicht ganz unterdrücken können, weil sich das Wort: Hab ich dir's nicht vorausgesagt? so passend anbringen läßt.

Inspektor Josenhans urteilte nach seiner Visitationsreise in Indien:

„Hebichs Verhältnis zu seinen Gemeindegliedern ist lieblich; sie rühmen seine Liebe und seine Geduld, und es herrscht besonders in religiöser Hinsicht eine schöne Ordnung. Er predigt mit der ganzen Kraft seines Leibes, und mich wundert nur, wie er das aushält. Was die Herzen zu ihm hinzieht, ist doch wohl der Umstand, daß er beständig in der Anschauung des Leidens und Sterbens Jesu Christi lebt, und so für den abscheulichsten Sünder Rat und Trost hat. Man lebt neu auf, wenn man ihn reden hört von der Barmherzigkeit seines Heilands. Auch wenn die Brüder zusammenkommen, redet er nichts Alltägliches, er beginnt und geht wieder mit dem Bibelwort im Munde."

Einmal schickten ihm die älteren Christen eines Distrikts ein Schreiben, das ihn zur Untersuchung der schwersten Klagen gegen einen hochgeachteten Mitarbeiter herbeirief. Wie vom Blitz getroffen, unterbrach er die Predigt auf den Gassen von Kannanur, die er eben fröhlich betrieben hatte, und eilte hinauf nach Mangalur, Mulki, Udapi, ringend nach Luft und Lebenslicht. „Da hatten wir mehr als Arbeit; unsere Herzen wollten uns brechen." Nie trat Hebichs tiefe Sündenerkenntnis heller ans Licht, als bei solchen Veranlassungen. Er versetzte sich so ganz in die Lage des unglücklichen Gefallenen, daß er in ihm nur sich selbst sah, und immer wieder sagte: „So stünde es mit mir, wenn die Gnade mich nicht hielte!" Alles Richten und Strafen hätte er am liebsten unterlassen; Retten und Aufrichten war's, woran ihm alles lag.

Aber daß das nicht möglich sei ohne wahrhaftige Buße und rückhaltloses Bekenntnis der Sünde, stand

ihm so fest, daß er dadurch vor übermäßiger Milde in Behandlung von Sündenfällen bewahrt wurde.

Auch in folgendem Bekenntnis läßt uns Hebich einen Einblick in die geheimnisvolle Brunnenstube seines gesegneten Lebens tun:

„Ich suchte hier aufs Neue gründliche Buße zu tun, und habe zu diesem Zweck 2. Kor. 5, 10 und 1. Tim. 5, 24 genau betrachtet. O ein heiliger Gott, der nichts Unheiliges dulden kann! Möge Er seine Rute und sein Feuer an mir nicht sparen und mir aus Gnaden die Augen öffnen, damit ich Ihn allewege sehen möge!"

Missionar Diez erzählte in späteren Jahren noch öfters davon, wie der alte Senior seine Rekruten drillte:

„Wenn immer Br. Hebich" sagt er, „in mir einen Geist des Unglaubens oder der Einbildung entdeckte, griff er mich mit Gottes Wort an. Dann konnte er voll heiligen Zorns und doch so freundlich sagen: „Du Schlingel, paß auf, ich töte Dich!" Dann lief er, holte seine englische Bibel und führte eine Stelle nach der andern an, während er sagte: „Da siehst Du wieder einmal den Schelm in Dir. Du bist ein Schlingel! Lies dies, lies das! O Du bist ein Hottentotte, ein ganz gewöhnlicher Ungläubiger! — Das ist alles Unsinn, siehst Du's nicht? Du bist ein Schlingel!"

Ein ander Mal fragte er mich: „Mein Büble, führst Du auch ein Gebetsleben? Liefest Du auch Gottes heiliges Wort?"

Dann kam er wieder wie ein liebender Vater und forschte: „Hast Du nicht irgend etwas zu fragen? Lastet etwas auf Deinem Herzen?"

Solche väterlich liebevolle Sorge um das Wohl meines Leibes und meiner Seele band mich fester und fester an ihn und machte das Leben an seiner Seite licht und leicht. Außerdem veranlaßte er immer wie-

Friedenskirche in Mangalur, einem der Arbeitsplätze Hebichs.

der die Gemeinde, für mich zu beten, wie sie es tatsächlich schon getan hatte, ehe ich nach Indien gekommen war.

Zuweilen, wenn ich vergaß zu wachen und zu beten, und die Christen und ihr Werk abfällig kritisierte, flogen auch einmal die Funken! Wenn ich ihm widerstand, hielt er an sich, doch hernach, wenn wir zusammen ausgingen, machte ich dann ein brühheißes Bekenntnis meiner Sünden, worauf er mich stets mit Freundlichkeit vollends überwand, indem er gütig sagte, nachdem alles in Ordnung gebracht war: „Tu es nicht wieder. Sei jetzt ein gutes Büble. Trage mit mir, mein liebes Büble!“ —

So lebten diese beiden zusammen in einem brüderlichen Geiste, und der Rekrut lernte manche wertvolle Lektion von dem alten, bewährten Krieger.

Und es war etwas zu lernen von diesem Mann, der des Geistes voll war, der in alle Wahrheit leitet. Von einem Besuch in Mangular berichtet Hebich selbst:

„Freund Anderson führte mich expreß in die englische Schule, wo ich eine Ansprache von 2 Stunden an die heidnischen Schüler hielt, und ihnen aus der Schrift zu beweisen suchte, daß der Herr Jesus Gottes Sohn ist, zu meiner eigenen freudigen Zufriedenheit und mit der Bitte, daß der Vater seinen lieben Sohn in den Herzen dieser lieben Jünglinge aus Gnaden zu seinem Preise offenbaren möge.“ Merkwürdig genug, fügt sein Mitarbeiter hinzu; diese jungen Brahmanen, sehr fein gebildete, ernstlich angeregte, nur kreuzscheue Seelen, kamen nachher zu ihrem Lehrer Hoch und bezeugten aus tiefem Herzen: so klar wie durch Hebichs Beweise sei ihnen das Geheimnis der Dreieinigkeit noch nie geworden. Im logischen Demonstrieren lag sicherlich Hebichs Stärke nicht, aber ein kräftiges, durch Liebe und Gebet geheiligtes Zeugnis wog freilich einen Haufen feingesponnener Argumente auf. Es war fast

unmöglich, sich dem Einfluß dieser geheiligten Persönlichkeit zu entziehen.

Dann war Hebich ein Beter. Er fühlte gleich Luther, mit dem dieser große Menschenfischer manches gemein hatte, die Notwendigkeit des Gebets. Er verließ nie sein Haus, etwas zu unternehmen, ehe er nicht Gott gebeten hatte, ihn zu leiten und ihn zu segnen in allem, was er zu tun habe. Er fürchtete sich, etwas in eigener Kraft zu tun. Er pflegte zu sagen: „Immer wenn ich etwas in meiner eigenen Klugheit tue, zeigen sich gewiß die langen Eselsohren des alten Adams."

Dieser gesegnete Zeuge Christi konnte sich nur bewegen und wirken und sein Wesen haben in der Atmosphäre des Gebets. Bis er nicht das Zeugnis des heiligen Geistes in seiner Seele hatte, Gott würde Ihm Sieg geben, ging er nie aus zu predigen.

„Eines Tages," erzählt ein Mitarbeiter, „war der Ochsenwagen bereit, den Missionar nach Kannanur zu bringen, wo er den Moplahs predigen wollte. Er stürmte aus dem Hause heraus, als ob er in größter Eile wäre, stieg aber nicht auf den Wagen. Er stand da, als ob er etwas vergessen habe. Plötzlich drehte er sich auf den Absätzen herum und ging wieder ins Haus.

Er blieb eine Zeit lang fort, kam wieder heraus, ohne aber den Wagen zu besteigen. Er ging wieder zurück in sein Zimmer; blieb dort eine Weile, kam dann wieder heraus, stieg in den Wagen und wies den Führer an, zuzufahren. Als sie zum Tor kamen, rief er plötzlich „Halt!" Der Treiber hielt den Wagen an, und zum dritten Male eilte Hebich ins Haus und blieb dort eine ganze Zeit lang.

Als er das dritte Mal aus seinem Zimmer kam, frug ich ihn: „Was ist, Bruder Hebich? Dreimal

nimmst Du einen Anlauf zu reisen, und immer wieder gehst Du auf Dein Zimmer zurück. Wo fehlt's?"

Mit einem frohen, lächelnden Angesicht erwiderte der Alte: „Nun Bruder Diez, Du siehst, ich bin dabei, nach dem alten Kannanur zu gehen und dort den Moplahs zu predigen. Aber wie kann ich gehen, ehe ich des Sieges gewiß bin? Ich dachte, Gott hätte mein Gebet erhört, als ich das erste Mal mich zu gehen anschickte, aber ich war nicht gewiß, drum ging ich immer wieder zurück. In meiner Ungeduld nahm ich mir nicht Zeit vor dem Herrn zu warten, und so hatte ich dreimal zu gehen. Jetzt bin ich des Sieges gewiß, denn ich habe nun das Zeugnis des heiligen Geistes!"

So ging er fröhlich, den Feinden Christi als Sieger im Streit zu begegnen! —

Dies Vorkommnis zeigt eine von Hebichs hervorragenden Charaktereigenschaften. Jede Seele, die er für Jesus gewann, hat er gleich dem Apostel Paulus geboren durch das Evangelium, mit Aengsten geboren, bis Christus gestaltet war in ihr. Er betete für die Einzelnen in großer Not seines priesterlichen Herzens, bis er die Gewißheit bekam, daß Gott sie ihm gegeben hatte; dann griff er aber, einem siegesgewissen General gleich, die Festung der Seele in oft ungestümer Weise an.

Freilich hatte der weise Seelengewinner auch wertvolle Truppen hinter sich, die für ihn beteten, wenn er in den heiligen Krieg zog. Er hatte seine Leute daheim unterrichtet und auch begeistert, in brünstiger Fürbitte für die Arbeiter im Reiche Gottes an der Seelenrettung mitzuarbeiten. Er glaubte an die Wirksamkeit des ernsten Gebets, drum machte er es jedem Bekehrten zur heiligen Pflicht, es auch besonders zu üben, um ihm die Arme zu stützen. Wie hat einer derselben, Stocking, mit besonderer Inbrunst für den Menschenfischer gebetet, wenn er an seiner heiligen Arbeit war! Drum hatte er auch Erfolge.

Ein alter Katechist erzählt aus seinen Erfahrungen mit dem allzeit treuen Seelengewinner:

Eines Tages wanderte er zum Hause eines Hauptmanns. Aber der Offizier gewährte ihm keinen Einlaß, sondern sagte: „Gehen Sie, ich habe nichts mit Ihnen zu tun!“

„Aber ich habe etwas mit Ihnen zu tun, Herr Hauptmann,“ erwiderte er, mit dem Finger auf ihn deutend. „Ich bin gekommen, mit Ihnen zu beten, wenn Sie mich nicht einlassen wollen, bete ich hier für Sie!“ Als der Hauptmann ging, und Hebich stehen ließ, kniete dieser draußen im Sande in der Sonne nieder und betete ernstlich um des Hauptmanns Errettung. Dann ging er auch.

Am nächsten Tage kam Hebich wieder. Er wurde nicht empfangen, drum kniete er wieder nieder vor dem Hause und betete. Diesmal rief der Hauptmann seinen Burschen und sagte ihm: „Halt doch diesen Schirm über des Missionars Haupt, während er betet.“

Als Hebich dann das dritte Mal bei ihm vorsprach, hatten seine Gebete den Hauptmann besiegt, er bat ihn, ins Haus zu kommen, wo der alte Bote Gottes ihm von Jesus und dem Kreuze sagte. Bald betete der Hauptmann auch und gab dem Herrn Jesus sein Herz.

Dr. Gundert schreibt von ihm in der Erweckungszeit 1847: „Bruder Hebich ist immer sehr gesegnet in seinem verborgenen Umgange mit dem Herrn. Ach, ich muß mich vor mir selbst schämen, wenn ich seinen priesterlichen Gebeten lausche. Er bringt alle, die auf seinem Herzen liegen, persönlich dem Herrn mit Namen. O, daß wir alle im Stande wären, so zu beten, oder wenigstens willig dazu! O wie leicht ist es, wenn man will, weil man dann nicht muß! Gott gebe, daß auch in unserem Kreise der Geist des Gebets, wie er in den alten Heiligen war, einkehre! Wegen meinem

Mangel an Gebet bin ich so oft untreu. Ach, viele Kinder Gottes sind bis an die Geburt gekommen, aber es fehlte die Kraft des Gebets, sie ganz in das neue Leben zu bringen!"

„So kindlich er aber im Beten war", drückt sich ein Mitarbeiter aus, „so mannhaft war er im Handeln; er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Bitte bereits habe, die er kaum erst hinaufgeschickt, und setzte sich mitten in die Verheißungen hinein mit einer Zuversicht, welche vorsichtigen Christen oft befremdlich schien. Auch ein Fasten verband er mit dem Beten. Da die englischen Soldaten ihn einmal einluden, beim Jahresfest ihres Mäßigkeitsvereins den Vorsitz zu übernehmen, hielt er das für einen Wink, hinfort auch den gelegentlichen Genuß von Wein und Bier sich zu versagen. Hatte er es doch viel mit Trunkenbolden zu tun und erkannte bald, wie nur gänzliches Absagen vor Rückfällen bewahre. Auch seine „Kinder", Gemeine oder Offiziere, lud er auf's dringendste ein, hierin ohne Wanken ein allen verständliches Beispiel zu geben. So lange er in Indien weilte, blieb er bei dieser Regel und durfte schöne Früchte erleben."

Inspektor Josenhans berichtet über das öffentliche Beten Hebichs in einem Gottesdienste, dem er beiwohnte:

„Nun kniet der Alte nieder und betet, fast eine Stunde lang, in kindlichster Weise; wohl fünfzig Namen von Orten und Personen erwähnt im Gebet, mit besonderem Nachdruck bringt er die Nöte und die Erlösung der Andscharikandi-Gemeinde vor Gott, natürlich aber auch den Inspektor, seine Frau und Kinder, die Freunde in der Heimat; dann einzelne Gemeindemitglieder, auch den eben gegenwärtigen Oberst und seine Frau, daß der Herr ihnen die Augen öffnen und sie bekehren wolle usw. Was er englisch sagt, verdolmetscht der neben ihm kniende Jakob."

Einmal konnte man ihn beten hören: „O Herr, segne Ihre Majestät die Königin Viktoria, hilf ihr in allen ihren Bedürfnissen, und bitte, vergiß auch nicht unsern armen Postmeister John!“ Die Ausdrucksweise mag wunderlich klingen, wer aber den alten Mann beten hörte, fühlte tief ergriffen: Hier schüttet ein beladenes Herz alle Anliegen in den Busen der ewigen Liebe, einer Antwort ganz gewiß!

Und Samuel Hebich war ein Mann des Glaubens. So gut der Teufel, gegen den er kämpfte, ihm etwas sehr Reales war, so gut war ihm auch der Vater im Himmel wirklich. Er glaubte! Ihm war nicht Sehen Glauben, sondern Glauben Sehen, wie sich ein Biograph ausdrückt. „Die Hauptsache ist: Seele, hast Du Glauben? Liebe Seelen, bewahret doch den Glauben, es gibt gar nichts Größeres als Glauben!“ sagte er einmal selbst. Er glaubte, drum zog er den Himmel auf die Erde herab und konnte treu bis an seinen Tod ein Segen sein. Er hatte Herz und Haupt beständig im Himmel, drum war er auch dann getrost, wenn sein Fuß in Ungewittern ging.

Bei einer Bootfahrt wird erzählt, überfiel ihn ein solcher Sturm, daß die Bootleute in ihn drangen, ihnen Erlaubnis zum Ueberbordwerfen der Reisballen zu geben. Aber er erklärte ihnen, sein Gott, den er beständig anrufe, werde ihnen durchhelfen. Mit Mühe erreichten sie ein Vorgebirge Eli, wo sie durchaus nach altem Brauche Kokosnüsse opfern wollten. Er verbot es. Sie heulten und jammerten, fragten auch zuletzt, ob denn sein Gott allein da wäre? Kaum hatte er geantwortet: „Ja freilich, nur Er ist da; Eure sämtlichen Götter sind Lüge!“ als ein gewaltiger Blitz mit schrecklichen Donnerschlag alle betroffen machte. Die ganze Nacht hindurch schöpften sie nun das Wasser aus, und als er ihnen am Morgen das Evangelium verkündigte, hörten sie ihm mit aller Achtung zu.

Dann war er auch ganz der Mann, sich mit den Fröhlichen zu freuen. Als Paul Tschandren, ein späterer Diakon, getauft und damit im Süden von Mahe eine schöne Tür aufgetan worden war, ritt Hebich eines Abends nach Talatscheri hinüber, den Brüdern Glück zu wünschen. Er fand sie ausgeflogen, sie waren bei dem Neugetauften in Tschombala auf Besuch, um dessen Familie auf die Taufe vorzubereiten. Gleich beschloß er, diese neuen Leute auch selbst zu sehen. Ein Pferd war freilich jetzt bei Nacht nicht aufzutreiben, aber das machte nichts. Mit einer Laterne ging er die drei Stunden Wegs nach Tschombala, und langte gerade vor Ausbruch eines heftigen Gewitters in der engen Hütte an. Von Schlafen war nun keine Rede mehr, erst mußte sich die liebe Familie beschauen lassen, dann gab es so viel zu erzählen, bald tropfte auch das Dach dermaßen, daß man beständig den Ruheplatz wechseln mußte. Und doch war's die kurzweiligste Nacht, voll Dankesjubel, welchem Hebich immer neuen Ausdruck zu geben wußte.

„Wie hat man's doch so gut bei unserm König!" hieß es in allen möglichen Variationen. Mit dem Morgengrauen trat er, frischer als irgend ein anderer, die Rückreise an zu einem neuen, heißen Tagewerk.

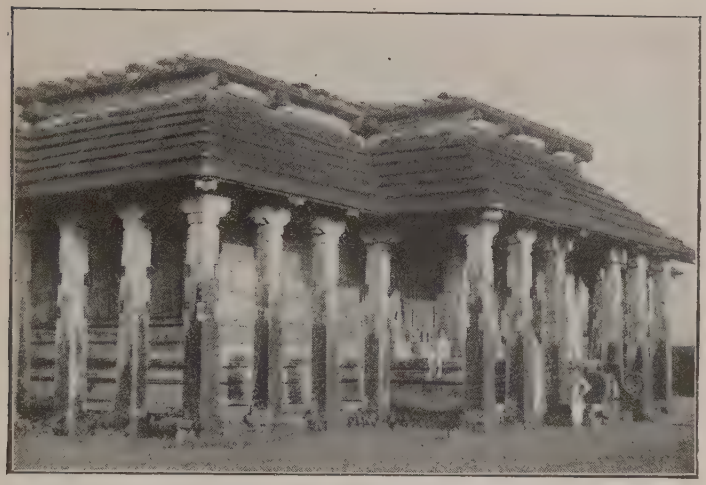
Ja, Samuel Hebich lebte in Gott und wandelte in Gott, das ist das Geheimnis seines gesegneten Lebens. Sein ganzes Wesen atmete Glauben, Liebe und Freude. Er war nicht ohne Fehler, aber er hatte den Mut der Demut und beugte sich, wo er irgendwie sich vergangen hatte. Wir können von ihm lernen, daß es nicht unmöglich ist, gleich ihm eine leuchtende Spur zu hinterlassen. Laßt uns an Gott hingegebene Leute sein, deren Speise es ist, den Willen Gottes zu tun, und Christum zu verherrlichen. Dann wird auch jene alles andere verzehrende Leidenschaft für Seelen uns beherrschen, die wir bei dem Gottesmann Hebich finden.

X. Willig, darzulegen und dargelegt zu werden.

Auf hohen Bergen liegt ein tiefer Schnee;
Auf hohen Herzen liegt ein tiefes Weh.
Von beiden doch auf schmachtend dürre Au'n
Durststillend, lebenspendend Wasser niedertau'n!

So kann man wohl sagen, wenn man an den Himalaja denkt, dessen schneegekrönte Firne gesehen werden können von den fruchtbaren bengalischen Tälern aus, die ihre Fruchtbarkeit nicht zum wenigsten den bewässernden Strömen verdanken, die jenen einsamen Regionen ewigen Schnees entquellen. —

Und erquickende Lebensströme gingen auch von Samuel Hebich aus, den die dringende Liebe Christi trieb, mit dem alten Paulus zu sprechen: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!" (1. Kor. 9, 16) Er hatte sich dargelegt auf den Altar seines Herrn, und war nun auch willig, dargelegt zu werden und auch nach Gottes Willen für das Evangelium zu leiden. Er hat sein Kreuz getragen und seinen reichlichen Anteil gehabt an den Leiden, die in Christo sind. Er war ein Heerführer in der heiligen Schar der Streiter des Herrn, darum umschwirrten ihn auch die Pfeile des Fürsten der Finsternis vor andern. Er lag nicht nur in der Verteidigung, um das Heil zu bewahren, das ihm geschenkt war, sondern ließ sich's angelegen sein, als Mehrer des Reiches Gottes in die Reihen der Feinde zu brechen, um Beute für seinen Immanuel zu machen; drum haßte ihn der Feind Gottes und der Menschen und ließ seinen Grimm an dem treuen Knechte Gottes aus. Als er kein Neuling mehr war, schrieb er aus Indien: „Der Teufel hat mich



Dschain-Tempel bei Karkala,
zu dessen Bau nur Granit verwendet wurde.

Heiliger Teich mit Krischna-Tempel in Udapi;
im Hintergrunde Kuppeln von Götzenwagen, aus kl. Fähnchen gebildet.

diese 6 Jahre noch keinen Schritt unbestritten tun lassen; so bin ich auch hier wiederum in einen Kampf geraten. Doch darf ich, wenngleich noch etwas schüchtern, mein Haupt erheben!"

Selbst seine Brüder haben nicht immer nur ermutigend an seiner Seite gestanden. Er schreibt: „Je älter ich werde, desto mehr scheine ich mir ein besonders privilegierter Mann. Das verehrte Komitee gibt mir's zur Rechten und zur Linken, und meine Brüder haben doch auch eine besondere Freude daran, wenn sie mir eins auswischen können; allein beides ist wohl besser als Lob."

Wir lassen noch einige Ausführungen aus Predigten folgen, die hierher gehören:

„Wo dem Fleisch geschmeichelt wird, da ist der Teufel. Wo aber Schwierigkeiten über Schwierigkeiten kommen, da geh fort, da fahr zu, da ist Gott. Du sollst eben immer und überall ein zerbrochenes Herz haben."

„Das ist die höchste Würde, um Jesu willen verkannt zu werden, und diese große Würde können wir nur auf Erden haben, im Himmel nicht mehr. Wie sollten wir uns daher freuen, um Jesu und um Gerechtigkeit willen verachtet zu werden. Das ist die allergrößte Ehre! Aber wenn du hörst: der alte Mensch will's nicht haben, dem will's nicht gefallen, der möchte aus der Haut fahren, der will nichts leiden; aber sowie du im Geiste bist, so fällt auf dich eine Würde, eine Gotteswürde, es befällt dich ein heiliger Schauer."

Und dieser Gotteswürde ist Hebich teilhaftig geworden. Er hat es an seinem eigenen Leibe erfahren dürfen, daß Mission auch Passion ist, wenn sie in rechter Weise betrieben wird. Daß es die Namenchristen in erster Linie waren, die sich ihm widersetzten, ist bei einem Manne wie Samuel Hebich gar nicht zu ver-

wundern. Er stach die Leute zu sehr mit der Wahrheit, als daß sie hätten still bleiben können. Sein Mitarbeiter schreibt:

„Sprachen die jüngeren Offiziere bei einem Glas Grog von ihm, so gingen die Ansichten weit auseinander. Den einen schien er ein gefährlicher Enthusiast, andern ein harmloser, heiterer Mann mit einer fixen Idee, wieder andern ein pfiffiger Jude. „Eines Tags," hieß es, „werden wir noch sehen, wie er mit einer schweren Geldkiste sich einschifft und aus dem Staube macht. Ich kann's beschwören, daß er im letzten Monat 600 Pfund (12 000 Mk.) eingestrichen hat; das geht nicht mit rechten Dingen zu." Doch fehlte es nicht an Leuten, die ihn um seiner regen Tätigkeit willen für einen außerordentlichen Mann hielten, dem sie aber scheu aus dem Wege gingen.

Es ist vorgekommen, daß ein junger Offizier nach seiner Bekehrung im früher geführten Tagebuch nachlas, welch ein Schwarm von Ladengeschwätzen, Soldatenwitzen und Anekdoten, aufgetischt an den Offizierstafeln, sich Tag für Tag an den Namen des Bartmannes gehängt hatte und lachen mußte, wenn er sein jetziges Wissen von (Hibick" (wie die Engländer seinen Namen aussprechen) mit den früheren Eindrücken verglich. Gerade so wenig Wert haben oft die Urteile von Reisenden, die in Indien, Afrika usw. gewesen sind, und über die dortigen Missionen urteilen, als hätten sie alles mit eigenen Augen gesehen. Fragt man aber nach, so findet sich, daß sie weder eine Missionsschule besucht, noch ins Missionshaus auch nur einmal hineingeschaut haben, weil die ganze Sache ihnen widerlich war. Um so leichter fällt es ihnen, über alles abzusprechen."

Und weil das Reich Gottes immer noch in Kreuzgestalt unter den Menschen einhergeht, ist es auch heute noch so: „Der Jünger ist nicht über seinen

Meister." Wer in den Reihen der Palmenträger stehen will, muß auch bereit sein, den Kelch des Leidens für die Brüder zu nehmen. — Doch ist es so gut, daß der Herr in freundlicher Weise dem Reichsgottesarbeiter die Zukunft verhüllt, und ihm nur erlaubt, dankbare Rückblicke tun zu können. „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen" wird nicht dem Paulus, den es angeht, sondern dem Ananias gesagt.

Hebich schreibt von der ersten Periode seines Wirkens in Indien:

„Dies waren gewaltige Jahre für uns. Wie ganz anders sind doch die Kämpfe, als man sich dieselben in der Heimat vormalt! Ich achte, daß wenn einer dieselben im voraus kennte, wenigstens wie sie auf mich kamen, und mit Fleisch und Blut in Beratung träte, so leicht niemand den Beruf auf sich nehmen würde. Ich schaudre, wenn ich die Gefahren überdenke, in die der alte böse Feind auf tausenderlei Weise die Knechte des Herrn unabläßig zu verführen, und an Leib und Seele zu verderben sucht. Gewiß, ich schäme mich, daß es noch nicht gar aus ist mit mir. Aber o, ein treuer Gott ist unser Herr, und sein Wort: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, ist Ja und Amen in Ihm. Hallelujah!"

Von seiner Predigt in den belebten Geschäftsstraßen Mangalurs berichtet Hebich:

„Ich tue das oft freudig, oft auch sehr niedergebeugt. Mein Satz ist aber der: je mehr die Leute toben, desto mehr muß ihnen gepredigt werden in der Kraft des Herrn. Der Anfang ist immer das Schwerste; da geht es uns wie Soldaten, die in eine Schlacht ziehen sollen, die alte Natur krümmt sich wie ein Wurm; wenn's aber erst wieder angefangen ist, dann geht's leichter. War ich schon genötigt, allein aufzutreten, weil Malache, (der Gehilfe), ausgegangen war, so hieß

es oft in meinem Innern: „O, du kannst ja ein andermal gehen!“

Endlich machte ich mich auf im Namen des Herrn in meiner großen Schwachheit mit Furcht und Zittern, ging auf den Hauptplatz des Bazars, stellte mich auf den Ort, nahm meinen Strohhut ab und bedeckte mein Angesicht, um im Stillen noch ein paar Seufzer zu meinem gekreuzigten Heiland hinaufzuschicken, legte dann meinen langen Bambusstock, der immer mit mir wandert, nebst meinem Hut auf die Seite, schlug mein kanaresisches Testament auf und las Ebr. 9: „Dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, danach aber das Gericht,“ und verkündigte nun davon ausgehend den Ernst Gottes und sein heiliges Evangelium. Der Umstand, daß am nächsten Tag das Fest der Ganapati war, setzte ungewöhnlich viele Leute in Bewegung, und es sammelte sich eine große Schar um mich her, wie ich noch nie gehabt habe. Der Herr war auch in meiner Schwachheit meine Kraft. Als ich wegging, ließ sich eine Stimme hören: „Hoho!“ aber von andern wurde sogleich ein kräftiges „Hst!“ gegeben, und so entließ man mich mit Ehren. Andern Tags aber setzten sie ihr Hoho! durch, und begleiteten mich unter gellendem Schreien und Sand- und Steinwürfen eine gute Strecke weit.“

Bei einer anderen Gelegenheit ging es nicht so gut ab. Da flogen die Steine, Sand und Kuhdreck dichter, und es wurde besser gezielt. Freilich erreichten die Verfolger auch hier nur das Gegenteil ihrer Absichten. Hebich schreibt:

„Wir kriegten alle unser Teil; doch Joseph trug das schönste Zeichen davon, die Augenbraue wurde ihm von einem Stein durchschnitten. Darauf predigte ich wie ein ganz neuer Mensch an einem ferneren Platze; es war für uns ein Tag des Lobens und Betens, noch

nie habe ich meine Büble fröhlicher gesehen. Sie sangen das Lob Gottes und beteten den ganzen Tag."

Im Jahr 1851 beschreibt er, wie es ihm am 15. März, dem Datum der „üblichen Steinwürfe", zu Mute war. „Der Teufel wollte mich diesmal sehr weise machen. Er sagte: Hast doch schon viel gepredigt; nur diesen Morgen bleib ordentlich zu Hause mit deinen Leuten, dann kannst ja immer wieder gehen. Ich hätte schrecklich gerne ja dazu gesagt und betete, daß mir der Herr Gewißheit darüber geben möchte. „Was bedarf es? du mußt gehen!" lautete die Antwort, aber es ging eben in den Tod, und das mochte ich nicht. Nach ruhigem Schlaf stand ich um vier Uhr auf: inwendig alles finster, meine Leute voll Furcht. Doch machten wir uns fertig, gingen hinaus, predigten am Bergabhang, und siehe da, alles blieb ruhig. Aber was jetzt, soll ich auch hinunter? Es ging hinunter, festen Schrittes, doch zitterte das Herz. Schreckliches Jauchzen empfing uns. „Sagte ich's nicht, du solltest nicht hinuntergehen?" flüsterte der Feind. Ich gehe auf die Erdmauer. Da will ein starker Mann, der Schwager des Radschas, losbrechen und ruft: „Laßt uns den Padre vertreiben!" Der Amtsdiener hörts und versetzt ihm eins. Der Nayer schlägt wieder; sie packen sich an Zopf und Kragen, sie ringen, Nayer helfen jenem, andere Piums (Amtsdiener) diesem. Alles Volk wandte sich dem Kampfe zu. Ich ließ dem Pium, der den Kopf verloren hatte, sagen: ziehe den Mann in den nahen Tempel hinein, wo die Amtsleute sind. Es geschah: wie ein Käfer von Ameisen geschleppt, langte endlich der Edelmann im Tempel an und wurde auf etliche Tage eingesperrt. Ich aber predigte nun in voller Ruhe weiter nach Herzenslust. Zurückgekehrt ward ich so erfüllt von der Herrlichkeit des Herrn, daß ich an mich halten mußte, um nicht auszurufen: „O, welche Liebe! welche Schande für mich zu fürchten!"

An einem andern Tage kam dann doch der Steinregen noch nach.

Ein anderes Mal versuchte man's, mit Elefanten den Prediger zu verscheuchen. „Erst steuerte der Führer mit einem kleinen Tier auf uns los, als wir gerade auf einer Erdmauer standen und predigten. Das Tier weigerte sich majestätisch, dann trieb er's mit Gewalt näher. Ich donnerte aber auf ihn ein, und der Elefant erschrak, rannte gegen die Mauer und bewegte sich dann langsam an mir vorbei. Am nächsten Tage erschienen ausnahmsweise vier große Elefanten, wovon einer ohne Reiter wild unter die anderen stürzte, daß alles davon lief. Jetzt bewegten sich die Tiere auf uns los, zwei wurden noch abgelenkt, die beiden andern streiften uns fast; doch gab der Herr uns Gnade, wenn auch zitternd, fest auf unserm Posten zu stehen, was Eindruck auf's Volk machte."

„Einmal kam ein kleiner Elefant gegen uns, der aber wenig Schrecken verursachen konnte. Sein Treiber besuchte mich darnach und sagte, wie es ihm nur durch Zauberei möglich werde, mit diesen Tieren siegreich umzugehen. Am nächsten Morgen fand er seinen Elefanten tot, und im Volke hieß es:

„Wenn der Gott seinen Elefanten nicht an seinem eigenen Feste erhalten kann, so muß er ein Steingott sein, wie der Padre behauptet."

Folgender Bericht zeigt den tapferen Streiter im hellsten Licht:

„Da allerhand Uebelstände ans Tageslicht kamen, und so gar kein Arbeiter für die Gemeinde da war, wollte mich die Generalkonferenz zwei Monate in Mangalur haben; allein darauf konnte ich unmöglich eingehen, indem ich meine Heidenfeste diesmal notwendig besuchen mußte, besonders da die Feinde das Gerücht ausgesprengt hatten: weil ich letztes Jahr Schläge gekriegt, fürchte ich mich jetzt und werde nicht

mehr kommen, wie mir's die Obrigkeit verboten habe. Daher mußte ich diesmal auf die Feste, und hätte es mich mein Leben gekostet."

Freilich zeigte er auch an anderer Stelle, was solch Unternehmen bedeutete:

„Dahin gehen, ist nichts anderes, als in den Tod gehen; daß ich nicht totgeschlagen wurde, habe ich allein Seiner Bewahrung zuzuschreiben. Dazu kommen vor dem Hinausgehen allemal in meinem Volk so viele Unordnungen vor (die ich Teufeleien nenne), daß mir's fast unmöglich wird, mit ihnen gegen den Feind ins Feld zu ziehen; denn wenn wir nicht alle im Herrn Jesu sind, wie können wir gegen den Teufel ziehen. Aber der Herr erbarmte sich unser und des Volks und gab uns große Freudigkeit."

So ist's dem teuren Friedensboten in Indien ergangen. Aber nicht nur dort hat er die Schmach Christi getragen und sich als echter Ritter des Kreuzes gezeigt, auch, nachdem er nach Europa zurückgekehrt war, hatte er Teil am Leiden, weil er sein Teil am Reich nicht verlieren wollte.

Er schämte sich nicht, allezeit und allerorten mündlich und durch Briefe bei vielen Wohlgesinnten um Beiträge für die Mission anzuklopfen, und da verstand es sich von selbst, daß ihm auch mancherlei Ausstellungen und Vorwürfe gemacht wurden. „Das Werk Gottes muß immer durch die Hechel gehen; wer es nur von ferne ansieht, kann leicht auf die Meinung kommen, er könnte es besser machen; er greife es einmal selbst an, so wird's ihm Ach und Weh" läßt er sich vernehmen.

Nach Europa zurückgekehrt, fiel es ihm schwer, sich nach 25 jähriger Abwesenheit in den heimatlichen Verhältnissen zurechtzufinden. Er stieß bei seinen Predigten auf harte Orte und hatte viel zu leiden.

Als er am 24. Januar 1860 in der Leonhards-Kirche in Basel die Bußpredigt des Täufers behandelte, entstand ein dumpfes Gebrüll, aus dem man die Worte verstehen konnte: „Abe mit em!" „Use mit em!" Hebich ließ singen und fuhr fort: „Es ist schon den Bäumen die Axt an die Wurzel gelegt," worauf wieder eine wilde Stimme ertönte und die zunehmende Unruhe ihn veranlaßte, die Bibel zu schließen und kurz zu beten. Es wurde dann viel verhandelt, die Kirche jedoch dem unerschrockenen Zeugen wieder geöffnet, was endlich zu einem Antrag beim Großen Rate führte, die Regierung möge sorgen, daß die Kanzel ferner nicht mißbraucht werde, wie es in den jüngsten Tagen geschehen sei.

In der Debatte wurde geklagt, der Anstand sei verletzt, gar mancher schwer geärgert worden; auch sei die Exegese nicht in der Ordnung. „Hebich hat auch Indisch lernen müssen, ehe er den Indiern predigte; so lerne er jetzt Deutsch, und denke sich in unsere Sitten hinein, ehe er auftritt." Dagegen fielen starke Zeugnisse für den Segen, welchen die ungewohnte Predigt wirke, wenn man auch einige äußerliche Eigenheiten und ungeschickte Ausdrücke wegwünschen möchte. Der Bürgermeister hielt es für kein Unglück, wenn einmal jemand heraustrete aus der hergebrachten Predigtweise; wen die alten Sprachformen kalt lassen, der könne von neuen getroffen werden. Mit 44 Stimmen gegen 42 wurde der Antrag, Hebich die Kirche zu verweigern, abgewiesen. So brachte denn Hebich seine Vorträge dort ungestört zum Schlusse.

Als er an einem anderen Orte Vorträge hielt, schmähte ein Blatt ihn und seine Zuhörer auf rohe und bissige Weise. Am Aschermittwoch wurde ein Aufzug von Vermummten vorgestellt, in welchem Hebich täuschend ähnlich voranschritt. Der Mann, der Hebich

markierte, trug eine große Tafel auf dem Rücken, auf der man konjugieren konnte:

Heb-ich?
Hebst du?
Hebt er?

Doch was verschlug's dem lieben Alten? Er war trotz allem glücklich, ihrer viele durch sein treues Zeugnis „gehoben" zu haben, heraus aus Sünde und Weltseligkeit hinein in Gottes beseligende Gemeinschaft!

In Schaffhausen brachte ihn ein Auflauf des Pöbels in Gefahr und erinnerte ihn lebhaft an die Kampfestage indischer Götzenfeste. Seine unbestechliche Wahrhaftigkeit rüttelte eben die Gemüter auf, und dann suchte er seine Zuhörer nicht etwa bald zu beschwichtigen, sondern fuhr gerade durch, um immer eine Entscheidung für Jesus herbeizuführen. Und das störte die behäbigen Kirchenleute sowohl, als auch die Leute der Gasse. Und da er nicht verstand, Konzession zu machen, teilte er das Geschick seines Herrn, der den Dornenkranz tragen mußte.

Aber gerade darum hat sein Leben auch den köstlichen Duft der Salbe aus Gilead. Nur zerriebene Kräuter duften wohl, und dieser treue Jünger Jesu ließ sich zerstoßen, um ein Segen zu sein. Was tausend gelehrte Predigten nicht vermögen, ein leidenswilliges Herz überwindet den widerspenstigsten Sünder. Samuel Hebich war willig, sein Leben hinzugeben und es dem Herrn zum Trankopfer zu gießen, drum konnte er dürren Menschenherzen Fruchtbarkeit und Leben bringen.

XI. Nicht vergeblich!

Seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.
1. Kor. 15, 10.

Diese Ueberschrift paßt für Samuel Hebichs Leben. Obgleich er, wie jeder echte Arbeiter im Reiche Gottes, nicht um des Erfolges willen arbeitete, sondern im Drang der Liebe Christi sein Leben verzehrte im Dienst Gottes und der Menschen, durfte er doch schon hier auf Erden köstliche Früchte seiner Arbeit genießen. Gott löst Seine Verheißung immer noch ein: „Wer Mich ehrt, den will Ich auch ehren" (1. Sam. 2, 30). Und Seinen Gott zu ehren, war dieses treuen Arbeiters eifrigstes Anliegen. Drum segnete Gott ihn auch mit dem, was ihn am meisten freute: er durfte viele zum Heiland führen und selbst immer mehr in den Himmel reifen. Er schreibt:

„Welch eine Freude, wenn wir in unserm schwerfälligen Laufe doch bemerken: es geht himmelwärts! Unter dem vielen, das es zu tun gibt, sehe ich oft nichts als Nacht vor mir, gehe ich aber gerade drauf zu im Namen des Herrn, dann blitzt ein Strahl durch mein dunkles Wesen und mit ihm Kraft und Siegesmut. Ich werde darob von manchen als Narr und Enthusiast, von andern als ein frommer Mann angesehen. Aber was nützt uns das Urteil der Menschen, wenn wir nicht das Siegel Gottes, das Zeugnis Seines Geistes in uns haben? Der Herr segnet mein schwaches Bemühen, und das demütigt mich."

So ging er unverrückt seines Wegs und ließ sich von den Augen Gottes leiten. Darum ging er auch

keine vergeblichen Wege, sondern zeichnete seinen Pfad mit Gedenksteinen von Gottes Großtaten, die durch ihn geschehen konnten zur Ehre seines Herrn und zum Heile der Menschen. In Verbindung mit der Bekehrung seines würdigen Sohnes dem Geiste nach, des lieben Gompertz, schreibt er:

„Der Herr schenkt mir so viel Körperkraft, daß auch die größeren Anstrengungen mir leicht vorkommen, während Er Sein gnädiges Wort mit solchen Kräften aus meinem Munde sendet, daß Leute, die Er mir zuschickt, ja gottlose Leute, durchs Hören der ersten Predigt tot und lebendig gemacht werden. Ich sage dies zu Seiner Ehre; Sein Arm ist wahrlich noch nicht verkürzt. —

Doch fähret unser Leben schnell dahin, als flögen wir davon. Da bleibt nur die Arbeit des Einen, der so gearbeitet hat, daß alle Heiligen durch Seine Arbeit allein ewig selig sind. Hallelujah." Dazu konnte William Gompertz von Herzen Amen sagen.

In der kleinen Tamil-Gemeinde, die Hebich in Kannanur um sich sammelte, „ging es oft gar armselig" her, wie es bei Kindlein zu gehen pflegt: das eine fällt, das andere steht wieder auf; jener ist hartnäckig, dieser beugt sich wieder. Bei den meisten war es die Trunksucht, aus deren Banden es sie zu retten galt; „da will nun der Teufel den und jenen in den alten Kot zurückführen; dem muß ich sie wieder abzujagen suchen." In Kannanur konnte Hebich mit seinem mangelhaften Kanaresisch nichts ausrichten. Darum zog er sich Dolmetscher heran. Da war es am Anfang ein achtzehnjähriger Negerjüngling Krischna, den er taufen durfte, und der ihm viel Freude machte. Derselbe, der auch des Englischen mächtig war, gewöhnte sich nach und nach an Hebichs Ausdrucksweise und wurde so „sein Mund". Später verfügte er über mehrere solche Gehilfen. Eine Malajalamschule, die dieser Krischna

(den Hebich in Timotheus umgetauft hatte) eröffnete, füllte sich bald mit 100—150 Schülern, durch die eine Eingangstür zum Volke des Landes geschaffen wurde.

Gleich die erste Ansprache Hebichs auf dem Bazar in Kannanur bewog einen Palmbauer, in das Missionshaus zu kommen, wo er ihm das Wort Gottes noch ausführlicher ans Herz legte. Er entschloß sich, im Missionshause zu wohnen und regelmäßigen Taufunterricht zu empfangen. Nach einigen Tagen erschien sein Weib mit zwei schönen Kindern, um ihn nach Hause zu holen. Sie wurde freundlichst eingeladen, zu bleiben und eine Jüngerin Jesu zu werden; aber sie wies den Antrag mit Hohn zurück. Als ihr Mann nicht mit ihr gehen wollte, kam die Frau nach einigen Tagen wieder; hierauf kamen zwei Freunde des Mannes in derselben Absicht. Einer derselben, ein boshafter Mann, wurde gleich fortgeschickt, und der andere folgte ihm. Hebich schreibt darüber: „Da die Zeit für das Predigen auf dem Bazar nahte, und die Katechisten sich in meinem Gemach zu Gesang und Gebet versammelten, so wünschte der Mann, auch daran teil zu nehmen. Während wir ein Lied sangen, kam jener Boshafte zurück, nahm seinen vormaligen Freund beim Arm und versuchte ihn aus dem Zimmer zu ziehen. Ich zeigte ihm jedoch einen anderen Weg und schickte ihn vor die Tür. Als alle diese Versuche fehl schlugen, kamen Briefe mit der Nachricht, eines seiner Kinder sei sehr krank. Der gute Mann ging ohne mein Vorwissen, um sein Kind zu besuchen. Er hatte sogleich zurückkehren wollen, ließ sich aber mehrere Tage nicht sehen. Ein Katechist, der nach ihm geschickt wurde, kam mit der Kunde zurück, seine Leute ließen ihn nicht mehr aus dem Hause. „Ich beschloß, ihn selbst zu holen und ging Sonntag Morgen 6 Uhr hin. Als ich zum Hause kam, fand ich die Tür offen, und ihn an der Seite seiner Knaben schlafen. Ich weckte

ihn und fragte, ob er mitgehen wolle? Ja, antwortete er. — So folge mir schnell. Jener feindselige Mann zog gerade Wasser aus dem Brunnen, als wir das Haus verließen. Er eilte herbei und suchte uns aufzuhalten. Das Weib stand da und sah sprachlos zu. Die Füße des Mannes waren wie gelähmt; er folgte mir langsam. Jetzt sprang das Weib zu den Nachbarn und schrie: „Männer kommt! Helft mir!“ — — In wenigen Minuten sahen wir uns von einem Volkshaufen umdrängt, worunter mehrere Palmbauern mit langen Messern an der Seite waren. Sie wurden zurückgehalten; aber nun trat das Weib herzu, umarmte ihren Mann und wollte ihn nicht gehen lassen. Was war zu tun? Ich fragte den Mann, ob er mir zu folgen wünsche?, und er antwortete abermals mit Ja! Es war ein herzzerreißender Anblick, der mich an das Wort des Herrn erinnerte: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kind, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Der Haufe und der Tumult wuchs. Ich hielt es für das Klügste, diesmal nachzugeben, und die Leute brachten ihren Gefangenen unter Hohngelächter in das Haus zurück. Indessen dieser sagte allen Leuten beständig: Ich bin entschlossen ein Jünger Jesu zu werden, und ihr werdet mich davon nicht abschrecken; sodaß nach einiger Zeit der Widerstand gegen ihn erlahmte. Er entrann und wurde ein Vierteljahr später mit noch 14 andern Erwachsenen getauft, die durch die Bazarpredigt gewonnen worden waren. Dieser Juda, wie er dann hieß, blieb ein stiller Mann, der bis an sein Ende der Lehre Jesu durch seinen Wandel Ehre machte. Aber seine Frau konnte er nicht zum Nachfolgen bewegen.

Diese Geschichte zeigt, wie schwer es für einen Heiden ist, der Sklaverei der Kaste zu entrinnen, und wieviel Geduld und Mut Hebich brauchte.

Daß dem Herrn Jesus die Starken zum Raube werden sollen, hat dieser treue Gottesmann reichlich erfahren dürfen. Er lebte in Jesu, drum durfte er auch so oft Zeuge der wunderbaren Taten seines Meisters sein. Er hat es erfahren, daß dem Heiland, der ihn ausgesandt hatte, das Evangelium zu predigen, alle Gewalt gegeben ist.

Nach seiner Rückkehr nach Zürich im Jahre 1860 erzählt Hebich selbst einmal:

„Vor einigen Jahren gaben die Offiziere von einem unserer Regimenter in Indien ein Essen, bei dem ich als Kaplan gegenwärtig war. Ein noch ganz junger Offizier, Leutnant Parker, der seine Zunge sehr mit Wein geölt hatte, fing an, ziemlich wild zu reden und hatte es darauf abgesehen, sich über mich lustig zu machen. Er bildete sich ein, sehr klug zu sein und meinte: Pastor, Sie wissen selbst, daß das nicht wahr ist, was Sie predigen. Es gibt keinen Gott. Es gibt keine Seele . Es gibt kein Jenseits. Alles ist Stoff, und Stoff ist alles. Ob wir stehen oder fallen, hat alles nichts zu sagen.

Ich ließ den jungen Mann reden und schenkte ihm keine Beachtung; aber er wollte disputieren und streiten und wurde sehr laut. Zuletzt, um ihm die Albernheit solches Redens klar zu machen, stand ich, ohne ein Wort zu sagen, von der Tafel auf, nahm meinen Stuhl, hob ihn auf, legte ihn auf den Fußboden und stellte ihn dann wieder auf die Beine.

Dann ging ich hinüber zu dem Offizier, und ohne ein Wort zu sagen, nahm ich ihn in meine Arme, legte ihn auf den Rücken und stellte ihn dann wieder auf seine Füße.

Das machte ihn natürlich furchtbar wütend. Er zog seinen Degen und versuchte, einen Streich nach mir zu führen, um diese gemeine Beleidigung zu rächen.

Die anderen Offiziere verhüteten aber Blutvergießen. Als sich alle wieder beruhigt hatten, sagte ich:

„Meine Herren, Leutnant Parker wünschte eine Auseinandersetzung mit mir, und ich habe ihm nun geantwortet. Er sagt, ein Mensch sei nur eine Sache wie ein Stück Holz oder ein Stein. Wenn das wahr ist, wie kann er sagen, daß ich seine Ehre angegriffen habe durch meine Tat? Ich hob den Stuhl auf, legte ihn auf den Fußboden und stellte ihn dann wieder auf die Beine. Der Stuhl wurde nicht zornig darüber und protestierte auch nicht, sondern ließ mich gerade mit ihm tun, was mir gefiel. Wenn dieser junge Mann keinen Geist hat und nur eine Sache ist, warum sollte er protestieren und zornig werden, wenn ich ihn so behandele wie den Stuhl? Ich denke, er sagt jetzt freilich nach allem doch, daß er einen Geist hat, warum ist er sonst noch so unwillig? Eine Sache kann nicht unwillig sein und keine Beleidigung rächen!"

Auf diese handgreifliche Erklärung hat der junge Offizier keine Antwort geben können. Er ging heim und dachte dieser zeitgemäßen Lektion, die ihm der alte Lehrer gegeben hatte über die Täuschung des Materialismus nach, und kam dann bald zu der Erwägung: „Wenn ich eine Seele habe, was muß ich tun, daß sie gerettet wird? Sie ist unsterblich, wo werde ich die Ewigkeit zubringen?" Er ging zu Hebich und suchte und fand Licht in Jesu und wurde ein demütiger Nachfolger des Herrn, der auch ihn gerettet hatte und ihn gerufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu vor der Zeit der Welt, jetzt aber offenbart durch die Erscheinung unseres Heilandes Jesu Christi, der dem Tode die Macht genommen hat, und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium! (2. Tim. 1, 9—10.)

Am 14. September 1857, dem Jahr des schrecklichen Aufruhrs in Indien, lag dieser junge Offizier während des Sturms auf Delhi zum Tode verwundet in einem Laufgraben vor der Stadt. Ein Kamerad beugte sich über ihn, als er nahezu verblutet war. Mit Mühe zog der sterbende Mann sein Notizbuch aus der Tasche, reichte es dem Freunde und sagte: „Bitte, sende es meiner lieben betenden Mutter in England mit der Versicherung der herzlichsten Liebe ihres einzigen Sohnes. Sage ihr, daß ich im festen Glauben an Jesus, meinen Heiland und Herrn, sterbe. Und dann habe ich noch einen Wunsch: Sende herzliche Grüße und meinen Ausdruck größter Hochachtung an Herrn Hebich und sage ihm, daß ich es ihm mit meinem letzten Hauche danke, daß er mich zur Erkenntnis Jesu gebracht hat!" —

Bei der oft ungestümen und unvermittelten, fast überrumpelnden Art, in der Hebich die Leute anzufassen pflegte, und unter dem Eindruck seiner energischen Buß- und Erweckungspredigt kann es kaum wunder nehmen, wenn in seinem Wirkungskreise auch zuweilen außergewöhnliche Erscheinungen zu Tage traten.

Daß während des Gottesdienstes oft eine ganze Anzahl Leute in Weinen ausbrachen, war nichts seltenes. Es kam aber auch noch zu heftigeren seelischen Erschütterungen und zu freiwilligen Sündenbekenntnissen. Das Jahr 1847 war in dieser Beziehung ein besonders denkwürdiges. In Tschirakal kommt eines Tages ein bis dahin hart und unempfänglich gebliebener junger Mann, um dessen Bekehrung Hebich schon wiederholt öffentlich gebetet hatte, zu ihm und bekennt ihm seine Sünden. Der ganzen Gemeinde wurde davon in der Versammlung Mitteilung gemacht. — Acht Tage später kommt dann ein anderer — Daniel — auf Hebich zu mit den Worten: „Wehe, wehe mir! Wo soll ein solcher Sünder, wie ich bin, hin? — Ich bin verloren!

Indische Fischer beim Netzauswerfen.
Wirfst du auch treu das Netz aus für den Meister?

Strasse bei Mangalur.
Im Hintergrunde der Festungsfelsen „Dschamalabad".

Ich habe den Herrn verworfen, ich habe seinen Knecht verachtet, verhöhnt, verspottet und nachgeäfft! Ich habe im Hause Gottes gestohlen, Unreinigkeiten getrieben, gelogen; wehe mir! Ja, ich habe gesagt: Jesus ist nicht, und was die Padres lehren ist Betrug!" Hebich nahm ihn zu sich und ließ ihn ruhig seine Sünden der Reihe nach bekennen und wies ihn dann auf das Lamm Gottes hin, das der Welt Sünde trägt. Er konnte im Glauben zu der Gewißheit der Sündenvergebung kommen; ihm folgte bald darauf sein jüngerer Bruder mit ähnlichen Bekenntnissen. Sie bekannten beide auch vor der Gemeinde ihre Sünden und ihren Glauben, was bei allen Zuhörern eine tiefgehende Wirkung hervorbrachte.

Während einer Predigt in Kannanur über den Text: „Ich sehe aber an den Elenden, und der zerbrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort," zusammen mit der Verkündigung Christi aus der Leidensgeschichte, offenbarte sich der Herr in wunderbarer Weise. Mächtig rief er allen Sicheren zu, die Wahrheit nicht länger in Lüge aufzuhalten. Da konnten bald Braune und Weiße dem Drang nicht widerstehen, ihre Sünden zu bekennen, einige mit lautem Geschrei, andere im Stillen; die europäischen Brüder in ihren Gebetsversammlungen unter sich, die Braunen mehr vor dem Missionar, zu dem sie sich nun in Haufen drängten. Es schien, als öffne sich plötzlich ein Weg, all der alten Bürden los zu werden, und durch Annahme der dargebotenen Gnade sich zu erneuern.

In dieser Erweckungszeit, die er 1847 erlebte, war er fast außer sich in seiner Arbeit. Eines Tages ritt er nach Fahy, einem Fischerdorf, seine Seele voll heiligen Feuers. Als er ins Dorf kam, rief er allen zu: „Tut Buße! Tut Buße! Tut Buße! Der Tag des Herrn ist nahe!" Der Eindruck dieser Botschaft war überwältigend. Nicht einer von den Leuten wagte aufzuschauen,

das Schweigen Gottes lag auf allen. Als er ins Missionshaus kam, rief er aus: „Wer will Buße tun?“ Und siehe, alles Volk kam gebeugt zum Missionar, sie bekannten ihre Sünden und beteten um Vergebung, beide, Alte und Junge, ja kleine Mädchen, fünf oder sechs Jahre alt, waren unter den Bußfertigen.

Doch blieb er demütig in allem und sah in dem Anfang des neuen Lebens in der Seele noch nicht den vollendeten Sieger vor dem Throne Gottes. In heiliger Treue ging er mit den Bekehrten um. Diese Zeit war ihm und den Brüdern deshalb auch so wichtig, weil sie durch alle die scheußlichen Sünden, die ihnen bekannt wurden, das Reich und die Macht Satans besser kennen lernten, in die sie gestellt waren. Als das Wort Gottes an etlichen höherstehenden Leuten gewirkt hatte, sagte er:

„Aus den Bekehrungen solcher hohen Kastenleute wird leider gern ein groß Geschrei gemacht. Das können die armen Seelen nicht vertragen und müssen es dann hart büßen.“

Wiederholt drängte sich ihm diese Bemerkung auf, auch nachdem er im Januar 1844 Mangalur wieder besucht hatte, um sich über die dort gewonnenen Leute mit seinem kranken Br. Mögling zu freuen. „Also auch vier Brahmanen haben wir gefischt,“ schreibt er; „wirklich hat das Wort Gottes durch uns arme Werkzeuge auch diese Kaste erschüttert. Doch muß aus diesem allen nicht zu viel gemacht werden, sonst gereicht es zum Uebel, da vor Gott kein Ansehen der Person gilt.“

Hebich war demütig und gab Gott die Ehre. Er bespiegelte sich nicht in seinen Erfolgen, sondern sah immer wieder vorwärts, wo noch so unendlich viel zu tun war. Er zählte nicht die Geretteten, sondern dachte mit tiefem Schmerz an die, die noch draußen waren. Drum konnte Gott ihm auch viel anvertrauen.

Seine Biographen füllen ganze Seiten voll kurzer Berichte über Leute, die durch seine treue Arbeit zu Gott gekommen sind. Einige dieser Berichte aus Mangalur und Frenchrocks lauten:

„Ein Leutnant war wegen Trunksucht suspendiert worden; den konnte er in seiner Demütigung für den Herrn gewinnen, wenn es auch durch Schwankungen ging, und fand dadurch einen segensreichen Eingang bei anderen Offizieren. Die erste Dame der Westküste wurde zur Erkenntnis ihrer Selbstgerechtigkeit gebracht und demütigte sich vor Gott.

Dann erkrankte der Regimentsarzt, der Hebich wegen seines Fußübels einige Male besucht hatte. Dieser Dienst ließ sich nun erwidern, und so oft auch der Padre abgewiesen wurde, er kam immer wieder.

Eines Abends bemerkte der Kranke, er sei zu schwach zum Reden, fragte aber, als Hebich schon gehen wollte: „Gibt es eine Hölle?“ —

„Wenn Gottes Wort nicht lügt, gewiß,“ wie sich durch die schlagendsten Schriftstellen beweisen ließe.

Darauf wurde Hebich sechs Mal nicht zugelassen. Das siebente Mal hieß es: „O ich bin kein so großer Sünder, daher hoffe ich auf Gnade.“

Hebich erwiderte: „Ich aber bin ein so großer Sünder, daß ich ohne einen Erlöser in die Hölle gehen müßte.“

Da öffnete der Kranke seinen Herzenszustand, und das Eis war gebrochen. Schon am anderen Tage rief er aus: „Ich schwarzer Sünder! Fast ist es mit mir zu spät.“ Aber mit Lob und Dank für die Langmut Gottes, die auch ihm einen Heiland geschenkt, durfte er hinscheiden.

In Frenchrocks weilte ein ihm von Mangalur her bekanntes Regiment, dessen Oberst ihn mit Freuden aufnahm. Er predigte von Haus zu Haus. Ein Artillerieoffizier mit seiner Gattin wurde gläubig; ein

Leutnant, der um Hebichs willen hergereist war, schien nach zweistündiger Unterredung tief bewegt, konnte sich aber nicht aussprechen, bis er abends an der Offizierstafel mit seinen Gedanken ins Reine kam und zu Hebich, den er zum Nebensitzer erwählt hatte, sagte: „Jetzt glaube ich an den Herrn Jesum, und alle meine Sünden sind mir in Ihm vergeben. Aber wie lange habe ich Ihm widerstanden!"

Eine Stunde darauf reiste der junge Mann ab; Hebich aber hatte ihm nach einigen Tagen nachzureisen, um neuaufsteigende Zweifel zu beseitigen.

Ein schon ernster Offizier drang jetzt erst zur Freiheit in Christo hindurch; seine Gattin, die sich bereits für fromm gehalten, fand es schwerer, die eigene Gerechtigkeit fahren zu lassen.

Eine andere Dame, von der er sich nach längeren Besprechungen noch verabschieden wollte, war krank geworden; sie rief ihm aber aus der Kammer freudig zu: „Dank, Herr Hebich, ich habe jetzt alles in meinem Herzen erfahren, wie Sie es mir gesagt haben."

In einer Dezembernacht 1852 treibt Hebich einen Hauptmann so in die Enge, daß er — bisher der Stolz des Regiments durch allerhand Tugenden — nun Jesum als seine einzige Gerechtigkeit ergreift.

Ihm folgt bald ein Freund, ein lebensvoller, von Witz und Geist übersprudelnder Ire, Archibald Kerr. Niemand konnte wie er jeglichen Dialekt aufs Täuschendste nachahmen, das Charakteristische an jeder Erscheinung so treffend bezeichnen, Porträts und Karrikaturen so leicht hinwerfen, — mit etlichen Schnitten hat er den Knopf eines Stocks in den überaus kenntlichen Kopf irgend eines Kameraden verwandelt — dabei die Gutmütigkeit selbst, aber schwer belastet mit einer geisteskranken Frau. Wie dieser Ire das erste Mal auf dem Paradeplatz des Regiments Cricket spielte und Hebichs groteske Gestalt vorüber reiten sah, warf

er sich geradezu ins Gras und schwang die Füße in die Luft, um sich recht auszulachen. Dennoch hatte er tiefe geistige Bedürfnisse, und während er sich streng zu seiner Kirche hielt und seinen Dienstboten verbot, Hebich je ins Haus zu lassen, versuchte er doch bald, ob sich von den Gliedern der Gemeinde Hebichs nicht irgend etwas lernen ließe.

Es dauerte nicht sehr lange, da hatte Hebich auch diesen übermütigen Hauptmann in seinem Netze. Er entschied sich offen für Jesum, freilich nicht ohne vorhergegangene heiße Kämpfe.

Diese letztgenannten Männer gehörten dem Regiment an, als dessen Chef Hebich scherzweise bezeichnet wurde. Er konnte schreiben:

„Die Krone der Gemeinde sind jetzt die „reichen Brüder", deren Bekehrung viel Aufsehens und Redens macht. Die sind jetzt alle sehr eifrig und bringen neues Leben unter uns."

Eine besondere Freude bereitete ihm aber der Arzt des Regiments, ein korpulenter Lebemann, den Hebich einmal wegen eines hartnäckigen Ausschlags zu sich beschied, indem er ihm seinen eigenen Ochsenwagen schickte. Ohne eine solche Veranlassung hätte der gutmütige Mann das Missionshaus nicht betreten. Als der Doktor angefahren kam, trat ihm Hebich entgegen und mußte erst tüchtig lachen, als sein Besuch wegen der eigentümlich engen Bauart des einfachen Wagens sorglich fragte: „Aber wie jetzt herausſteigen?" Nachdem er ihm herausgeholfen, ging die Besprechung an, die zunächst wenig Erfolg verhieß. Allein Hebich kam nun auch ins Haus des Arztes und fand Eingang bei den Frauen und dem Kinderhäuflein. Am 1. Juli 1852 lief ein Billet von dem Arzte ein: Er sei jetzt 21 Jahre in Indien und habe noch nie etwas für die Mission gegeben; hiermit schicke er seine Erstlingsgabe." Noch im Laufe des Monats kam er zur Kapelle, und die

weiteren Erlebnisse von Gottes Wirken an andern führten auch ihn zur völligen Uebergabe seines Herzens an Christum.

Hebich erhielt auch sonst manche schöne Gabe für das Missionswerk. Einmal sandte ihm ein Major 500 Rupies (gegen 1000 Mark) als ein Dankopfer für die Segnungen, die er und seine ganze Familie in der Missionskapelle erhalten hatten. Vier von den Mitgliedern der Familie waren dort zum Glauben an den persönlichen Heiland gekommen.

Von einem solchen Fall erzählt er selbst:

„Ein Oberst, den ich um Geld anging, schalt mich ordentlich aus und gab mir anstatt Geld seine Weisheit, nämlich:

„Man solle kein Geschäft unternehmen, wozu man nicht die Mittel habe! Prosit!"

„Ich ging ihm ordentlich zu Leibe. Seither hat er doch jährlich seine 100 Rupies beigesteuert. Die Sache ist Gottes, und ein einzelner Mensch kann sich leicht auch in bester Meinung vergaloppieren. Gewöhnlich haben Militärpersonen kein übriges Geld für die Mission; die Zivilisten sind's, die Nullen machen sollten. Aber beide müssen eben zu rechtem Leben in Gott gebracht werden, ehe sie in die Tasche greifen, daß es zählt." —

Hier möge auch noch ein Bericht des erfolgreichen Evangeliumsboten Platz finden über eine Reise in d. Nilagiri-Berge:

„In Sispara saß ich die ganze Nacht am Feuer, um mich zu wärmen; da konnte ich meinen Besuch da oben überdenken und war froh, daß ich ihn gewagt hatte. Die leichte Luft, die herrlichen Aussichten, die Arbeit an vielen Seelen, auch die Einsamkeit der letzten Stationen, alles zusammen hatte mich tief erquickt und geht mir noch jetzt an der Küste nach." —

Missionar Möricke aber schrieb:

„Der Besuch des lieben Hebich hat uns allen äußerst wohlgetan. Er zündete in wenigen Tagen manches Feuerlein hier oben an; sein Andenken ist bei vielen im Segen, und seine ganze Zeugenart gab manches zu denken. Auch in pekuniärer Beziehung hat sein Besuch Früchte getragen."

Freilich sind diesem sieggewohnten Waffenträger Christi auch allerlei Enttäuschungen nicht erspart geblieben. Doch behielt er den Kopf oben und behauptete immer das Feld. In einem Bericht bemerkte er:

„Im Gemeinlein geht es oft gar armselig zu, wie es bei Kindlein zu gehen pflegt: das eine fällt, das andere steht wieder auf; jener ist hartnäckig, dieser beugt sich nieder. Aber mitunter offenbart sich auch unter uns die Herrlichkeit des Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit. Alle, die ich früher ausgeschlossen habe, sind reumütig zurückgekehrt, bis auf einen, der davonlief. Die meisten kommen aus der Trunkenheit heraus, da will nun der Teufel den und jenen zum alten Kot zurückführen; ein paar hinken. Jetzt, im Monsum, kommen nur die fleißigeren zum Gottesdienst, so muß ich bei den anderen in allem Regen herumlaufen, daß ich zu keiner Ruhe komme."

Ueber die Standhaftigkeit der Bekehrten Hebichs äußert sich J. Bösinger, der erste Missions-Kaufmann der Basler Mission, daß der größte Teil derselben sich als treue Christen bewies, von denen viele ausgezeichnete Seelengewinner geworden seien. — Die Geschichte eines helleuchtenden Sternes in der Krone dieses Lehrers der Gerechtigkeit möge noch folgen:

Einen Soldaten, der zu Hebich in die Kapelle gekommen war, lud er zwei Tage danach ein, in sein Haus zu kommen, wo er ihm sein geliebtes Herzbüchlein erklärte. Als er da des Menschen natürliches Herz

sah, so lebendig geschildert, sagte er: „Alle diese Tiere wohnen in meinem Herzen!"

Von diesem Tage an hatte er beständig das Bild seines bösen Herzens vor Augen und des Teufels Menagerie darin. Dies bereitete ihn zu, sich zum Heiland zu wenden und ihn zu bitten, Sein Kreuz in seinem Herzen aufzupflanzen, damit der Satan entthront würde und nur Jesus und Sein heiliger Geist ihn noch regiere. Er erzählt:

„Missionar Hebich predigte über Gal. 3, 1: „O ihr unverständigen Galater, wer hat euch denn bezaubert? Welchen Christus Jesus vor die Augen gemalt ist, als wäre er unter euch gekreuzigt!" Er sagte, daß Paulus zu seiner Zeit den gekreuzigten Christus den Galatern vor die Augen gemalt hätte, und so wolle er Ihn nun auch darstellen.

Dann zeigte er mit seinem Finger in die flache Seite seiner Hand und sagte: „Hier in dieser Hand war ein Nagel, und auch in dieser Hand war ein Nagel, und in jedem Fuß war ein Nagel, und so hing er am Kreuze!" Dabei bereitete er seine Arme aus in der Gestalt des Kreuzes und stand so da, bis er plötzlich seine rechte Hand über die Zuhörer ausstreckte und mit dem Finger auf mich zeigend, sagte: „Du bist der Mann! Deine Sünden haben ihn ans Kreuz genagelt!"

Mir war zu Mute, wie einem Manne, der sein Todesurteil hört. Mein Eindruck war: Hebich spricht zu mir. Ja, ich bin der Mann. Meine Sünden haben Ihn ans Kreuz gebracht. O Gott erbarme Dich meiner! Ich bin ein Sünder! In diesem Augenblicke öffnete mir der Herr die Augen, so daß ich mit Freuden auch sehen konnte:

„Das Haupt, das einst mit Dornen ward gekrönet,
Ist nun gekrönt mit Herrlichkeit!"

Und diese Herrlichkeit ist, daß Er vollkommene Sünder annimmt, wie ich einer bin. Ich sah meinen

vergebenden Heiland am Kreuze. Voll Freude und unaussprechlicher Dankbarkeit kehrte ich nun in meine Baracke zurück, und wohin ich auch blickte in jener Nacht: überall sah ich meinen vergebenden Heiland am Kreuze!" —

O ihr Prediger des Evangeliums, predigt das Kreuz! Malt den gekreuzigten Christus vor die Augen, wie Samuel Hebich es tat, der von Gott so gesegnete Seelengewinner! Jener Mann, Charles Stocking, wurde ein sehr entschiedener Jünger Jesu und hat als Waffenträger seines Heilands die Fahne des Kreuzes hineingetragen in die Finsternis des Heidentums und treu und demütig 38 Jahre lang Seelen für seinen Herrn geworben, bis seine Hand am Schwert erstarrte. Mitten in der Arbeit für Jesus begriffen, wurde er plötzlich zum großen Appell gerufen. Als er eines Morgens aufstehen wollte, fühlte er den Tod nahen. Er setzte sich im Bett aufrecht und sang dann noch einmal das Gebet seines Lebens:

„Jesus, Heiland meiner Seele,
Laß an Deine Brust mich flieh'n;
Wo die Wasser näher rauschen,
Und die Wetter höher zieh'n!

Birg mich in des Lebens Stürmen,
Bis vollendet ist mein Lauf;
Führe mich zum sichern Hafen,
Nimm dann meine Seele auf!"

Weib und Kinder in herzlicher Liebe ermahnend, dem Heiland zu folgen, ist er sanft eingeschlafen, während Missionare und Soldaten um sein Bett knieten und beteten. — Beide, Samuel Hebich und Charles Stocking haben sich längst wieder getroffen „an der Quelle licht und schön," — o, welch Wiedersehen muß das sein! —

Doch um dies Kapitel zu vervollständigen, noch folgendes Bekenntnis des Unermüdlichen:

„Am 13. Oktober 1855, morgens 6 Uhr," schreibt er, „waren es 21 Jahre, daß ich in diesem Lande bin. Mit so viel Zeit hat der englische Soldat ausgedient und kriegt seine Pension. Nach dieser sehne ich mich wirklich nicht, aber darnach: Ihm zu gefallen und womöglich Ihm noch Seelen zu gewinnen, für die Er so hart gearbeitet hat. Ewig Dank Ihm, daß Er mir aus Gnaden erlaubt hat, Ihm so lange mit ununterbrochener Gesundheit zu dienen. Einem weltlichen Herrn so lange zu dienen, macht stolz; aber dem Himmlischen, dem Guten, dem Heiligen so lange zu dienen, macht sehr arm und beschämt, nach Seinem Wort: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen war, so sprecht: wir sind unnütze Knechte. Ach, warum das? Ei, weil Er alles tut in Seinen Knechten, was gut ist; das Böse aber tut der Knecht aus sich selbst, was doch in so vielen Jahren gewaltig viel ist."

XII Unter dem Heimatswimpel.

Der Wimpel flattert hoch am Mast,
Mit schwarzem Kreuz im Feld. —
Du heilger Kämpfer Gottes hast
Dein Werk und Haus bestellt.
Nun fahre hin und ruhe aus
Im weiten schönen Vaterhaus!

Wenn die Kriegsschiffe der deutschen Marine sich zur Reise in die Heimat rüsten, wird der Heimatswimpel gehißt. Er ist weiß mit dem Bilde des Eisernen Kreuzes geziert und so lang, daß er vom Großtopp bis ins Wasser reicht. — So finden wir auch den treuen Streiter des Kreuzes unter dem Heimatswimpel in diesem Kapitel. Sein Tag geht zu Ende. Ein langer heißer Tag, aber endlich werden die Schatten länger, und der freundliche Abendstern blitzt auf, der den müden Augen kündet: Es geht zur Ruhe!

25 Jahre hatte er in Indien, dem Lande seiner Wahl und seiner Liebe zugebracht. Nach einem letzten Besuch auf den blauen Bergen reiste er nach Madras, wo er am 28. September 1859 den Dampfer bestieg, der ihn nach Suez bringen sollte. Sein Gompertz schreibt ihm etliche Wochen vorher noch einmal: „Es freut mich sehr für Sie, daß Sie gehen, da Ihnen dies zum Besten ausschlagen wird. Der Herr sei gepriesen, daß Sie so lange erhalten wurden, in diesem finsteren Lande zu arbeiten. Er lasse Sie mit frischer Kraft auf dem Schauplatz Ihrer Freuden und Leiden zurückkehren! Ich hoffe, schon auf der Heimreise werden Sie ein rechter Segen werden, hineingeworfen unter Leute aller möglicher „Kasten", wie sie ein Suezdampfer gewöhnlich umschließt. Ich lege eine Anweisung für 30 Rupies bei; es ist leider alles, was ich jetzt geben

kann, aber es ist ja nicht der Betrag der Gabe, sondern das willige Herz, was der Herr lieb hat; und wenn Er es erlaubt, so folgt noch mehr nach; der Herr segne Sie überschwenglich! Dies ist das immerwährende Gebet Ihres ewig dankbaren W. G."

In einem Antwortschreiben Hebichs aber heißt es: „Eben ist das Schiff eingelaufen, das mich aus diesem Lande fortnehmen soll, in welchem ich so viele liebe Seelen habe. Aber der Herr, der sie durch das Wort der Wahrheit berufen hat, wird sie bewahren zum ewigen Leben. Ich hoffte noch, Dein liebes Gesicht sehen zu dürfen; es sollte nicht sein. Herzlichen Dank für die letzte Liebesgabe, die ich wohl brauchen konnte, denn meine schwarzen Kinder sehen noch immer nach mir aus! Und jetzt, mein lieber Mann, laufe nach der Krone des Lebens, welche der Herr Jesus Dir umsonst schenkt. Stille nur Dein Herz in Ihm und bete auch für mich."

Die Heimreise verlief ohne Zwischenfälle. Er zeugte unterwegs von seinem Herrn und suchte besonders Missionsinteresse zu erwecken. Am 27. Dezember 1859 traf er im Missionshause in Basel ein. Es war manches anders geworden in der Heimat. Sein Mütterlein traf er nicht mehr an. Sie war ein Jahr zuvor im 86. Jahr entschlafen, auch zwei seiner Brüder lebten nicht mehr. Er fragte sich, ob er bald zu seinen Vätern versammelt würde, aber Gott hatte noch mancherlei für diesen treuen Knecht zu tun, dem Er so viel anvertrauen konnte. Acht volle Jahre gnadenkräftiger Tätigkeit waren ihm noch beschieden in der Heimat.

Er nahm sich keine Zeit zum Ausruhen und zum Einleben in die neue Welt, die das Heimatland ihm geworden war. Er machte Besuche von früh bis spät und hielt Vorträge in Stadt und Land. Es dauerte gar nicht lange, bis sich die Zeitungen mit ihm be-

schäftigten. Der Zudrang zu seinen Versammlungen war ungeheuer, und seine Unterredungen mit einzelnen, z. B. mit den Metzgerknechten im Schlachthause zu Basel, wurden Stadtgespräch.

Wie es ihm in der Leonhards-Kirche erging, führten wir schon in Kapitel 10 aus.

Man hielt es für möglich, daß Hebich unter Landleuten vortrefflich wirken möge, während die Form oder vielmehr Formlosigkeit seines Vortrages Gebildeten anstößig werden müsse. Dennoch hielt er auch in Stuttgart 15 Vorträge in einer Kirche, welche mit solcher Aufmerksamkeit gehört wurden, daß die meisten diensttuenden Personen nachher ihren Lohn zurückgaben, weil sie an den Vorträgen sich satt gegessen hätten. In einem Tageblatt wurde geklagt, daß auch Damen seiner Predigt zufielen; „die junge tanzende Männerwelt sollte ein Veto einlegen." Ein Dorfpfarrer aber bekannte: „Was Hebich von Sünde und Gnade predigte, hat mehr gewirkt, als ich in Jahrzehnten auszurichten vermochte."

So arbeitete der schier unverwüstliche Knecht des Herrn fort zur Ehre seines Meisters und zum Heil mancher Seele. Es mag manches beanstandet werden können in seiner Art aufzutreten und mit den Leuten umzugehen, aber seine Fußspuren triefen doch von Segen. Ungezählte Geschichten werden noch heute erzählt, wie er besonders einzelnen zum Segen wurde. Dem Schreiber dieses erzählte eine liebe Missionarin aus einem Bibelhaus:

Eine liebe Christin lud einmal eine bekannte Dame ein, um mit ihr den vielbesprochenen Hebich zu hören. Sie selbst kannte ihn und versprach sich von seinem Zeugnis einen besonderen Segen für ihre unbekehrte Gefährtin. Wie erschrak sie aber, als sie mit dieser zusammentraf und sah, daß sie einen großen Federhut nach der neuesten Mode auf ihrem Kopfe ba-

lancierte. Sie fürchtete, der Hut würde bald das Ziel für Hebich abgeben, einige scharfe Pfeile persönlichster Bemerkungen auf die Besitzerin abzusenden. Doch diesmal kam es anders. Die liebe Schwester, die in wahrer Herzensangst in der Versammlung saß und immer wieder besorgt auf ihre Nachbarin schaute, wurde plötzlich auf ganz andere Weise erschreckt durch den Redner, als dieser sagte:

„Da sitzt Du nun und denkst immer an Deine Nachbarin und hast Angst, daß sie eins wegkriegt wegen ihres großen Hutes und denkst nicht daran, daß Dir's auch not tut!"

Im Innersten getroffen, beugte sie sich unter das Wort des Predigers, und legte alles in des treuen Herrn Hand. Und sie hat recht daran getan, denn ihre Freundin mit dem großen Hut bekehrte sich gründlich zu Gott.

Er unternahm dann noch eine größere Reise nach Norddeutschland, namentlich an die Seestädte. Ueberall wirkte er erwecklich und im Segen.

Im Jahre 1862 ging er noch einmal nach London, um während der Ausstellung den Deutschen dort zu predigen. Er traf da viele alte Freunde, vornehmlich aus Indien und freute sich mit ihnen. Doch hatte ihn die Arbeit ziemlich angestrengt. Es stellte sich heraus, daß er nicht mehr nach Indien gehen könne. Diese Erkenntnis jagte dem alten Löwen zuerst einen gelinden Schreck ein. Wir lassen hier einen charakteristischen Brief folgen, den er aus Bad Mergentheim schrieb, und der seine Pensionierung vom Komitee aus zur Folge hatte. Er schreibt:

„Ich habe mit Gottes Gnade in meiner jetzigen Badezeit aufs neue die 5 Bücher Mosis gelesen. Nach meiner Bekehrung hatte ich schon über 40 Jahre den lieben Mann Gottes Jakob, welcher ist Israel! wunderlich beurteilt in meinem Herzen über sein Geübde:

„So Gott wird mit mir sein, und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brot zu essen geben, und Kleider anzuziehen, so soll der Herr mein Gott sein! Und am Ende seiner Wallfahrt gibt er Gott die Ehre, 1. Mose 48, 15: „Gott, der mich ernähret hat bis auf diesen Tag usw." Ich sage, ich stockdummer Mensch war schon vor 40 Jahren weit über diese Jakobs-Herzbewegung hinweg! Und jetzt, nachdem Er mich bereits 40 Jahre wunderbarlich ernähret (denn als ich in die Heidenwelt hinauskam, dachte ich, ich werde nichts mehr zu essen kriegen) und aus wie vielen Todesgefahren erlöset hat, jetzt erst, seit ich merke, daß meine Gesundheit wohl nicht mehr für die Heiden-Welt hinaus paßt, plage ich mich mit dem Gedanken: Ob der Herr mich auch wohl im Alter ernähren könne!? Was wird aus Dir werden, wenn Du nicht mehr arbeiten kannst? Und du mußt erst j e t z t im Alter meinen Vorwitz erfahren und sagen: ich habe n i c h t verstanden, was Jakob derzeit sagte. Ach, der Unglaube, der abscheuliche Unglaube ist doch groß in meinem Herzen! Und wie viel andere Dinge sind in meinem Herzen aufgestiegen, als wäre kein Ende zu diesem Leben, irdische Gedanken, Sorge auf Sorge! — So lange ich in Indien war, dachte ich an alle diese Sachen n i c h t, ja, sie kamen mir gar nicht in den Sinn, sondern dachte, bald mit seiner Barmherzigkeit in Seine ewige Ruhe einzugehen! Das ist Samuel Hebich, der stockstumme Mensch! Der Herr erbarme sich über mich armen Sünder und helfe mir aus Gnaden aus, ins Leben, ins ewige Leben um Seines heiligen Namens willen. Amen! — Tragen auch Sie mit mir; das Herz ist warm geworden, so kams heraus! Was nicht drin ist, kommt nicht heraus."

Der innigste Dank für alle, während einer langen, tatenreichen Missionslaufbahn geleisteten Dienste begleitete den Pensionierungsbeschluß.

Die Sehnsucht nach Ruhe wurde nun noch recht stark in ihm. Und sein Meister, dem er so treu gedient, gab ihm auch Ruhe. Es wurden ihm bei Stuttgart von lieben Freunden ein kleines schönes Haus zur Verfügung gestellt, in dem er seine letzten Tage beschließen könne. Er freute sich in kindlicher Dankbarkeit über diese Güte seines Gottes. Das freundliche Heim lag an einem schönen Abhange in unmittelbarer Nähe von Stuttgart. Er hatte von seinem Fenster aus einen prächtigen Ausblick über die ganze Stadt und meinte öfters in seinem Glück: „Ich bin noch schöner einquartiert als der König selbst!"

Als er nun sein eigen Häuslein hatte und in Deutschland wieder seßhaft geworden war, versuchten einige Freunde, ihn zu einer Heirat zu bewegen. Sie sagten zu ihm: „Es ist nicht gut, allein zu sein für einen Mann wie Du bist. Du bist nicht mehr stark, und brauchst jemand, der Tag und Nacht um Dich ist, der für Dich sorgt und Dich liebevoll pflegt. Wir kennen eine Frau, eine energische, warmherzige Christin, die würde Dir eine gute Gattin werden."

Nach vielem Zureden ging Hebich schließlich zu der Wohnung der Betreffenden, und ohne irgend eine Einleitung frug er sie beinahe barsch: „Willst Du mich heiraten?"

„Gut, das bringt die Sache in Ordnung. Wir wollen nicht weiter darüber reden!"

„Nein, niemals!" entgegnete sie.

Er war sehr erfreut, daß dies das Ende aller seiner Eheaussichten war, und daß er nun sein Leben in der Stille beschließen konnte.

Aber ruhen konnte er noch nicht im Dienste seines Herrn. Er wirkte in Stuttgart noch in außerordent-

Stationsgebäude von Mulki mit Missionaren, links Reisewagen.

lichem Segen. Besonders junge Leute beiderlei Geschlechts suchten, durch ihn angeregt, den Herrn.

Doch er spürte auch die Abnahme seiner Kraft, drum machte er sein Testament. Da er kein elterliches Erbe angetreten hatte, hielt er es für's Richtigste, alles was er besitze, dem Werke des Herrn in der Heidenmission zu überlassen. Für dieses mühte er sich auch bis in seine letzten Tage, um noch eine Stiftung zum Unterhalt von Reisepredigern in den verschiedenen indischen und afrikanischen Sprachgebieten zu Stande zu bringen. Unermüdet aber fuhr er fort, in Sälen und Privathäusern Christum zu verkündigen, und wenn sich eine schöne Gelegenheit darbot, auch wieder die Reisepredigt zu treiben. So trat er Ende 1866 nacheinander in 51 badischen Kirchen auf und erweckte an vielen Orten neues Interesse für die Mission auf dem allein richtigen Grunde eines regen Interesses für das Heil der eigenen Seele.

Baron J. von Gemmingen, der bekannte Leiter des Badischen Kolportagevereins, schreibt darüber:

„Wunderbar war es, wie der Herr ihm im rechten Augenblick das Herz und die Vergangenheit einzelner offenbarte, die Hebich dann in prophetischer Macht den Betreffenden vor Augen hielt. Im Herbst des Jahres 1867 durfte ich mit ihm eine Evangelisationsreise im Odenwald machen. Auf der Reise dahin stieg in D. ein Offizier, der mit mir im selben Regiment gedient hatte, in das Coupee, in dem wir fuhren. Er war sehr redselig und erzählte, daß er, seit wir uns gesehen, mehrere Schlachten mitgemacht habe und kam in ein Sich-selbst-rühmen hinein. Ich bemerkte, wie Hebich ihn scharf ins Auge faßte, und als er wieder ein solches Bravour-Stückchen vortrug, stand Hebich auf, erfaßte meinen Kameraden an beiden Schultern und schüttelte ihn, durchbohrte ihn mit den Blitzen

seiner Augen und donnerte ihn an: „Du Büble, Du meinst, Du seist der Held, und es ist doch nur des großen Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die Dich aus all diesen Gefahren errettet hat. Ich sage Dir, wenn Du Deinem Gott nicht die Ehre gibst und Ihn nicht suchst, so fährst Du zur Hölle! Während dieser Rede wurde mein Kamerad totenbleich und wagte kein Wort mehr zu sprechen; er war ein großer stattlicher Mann, der unter andern Umständen von seiner physischen Uebermacht wohl hätte Gebrauch machen können. Merkwürdig war, daß, sobald Hebich den Mund auftat, die ziemlich laute Konversation in den beiden Coupees sich in Totenstille verwandelte; kein Mund verzog sich zum Spott, und alles lauschte, was der Knecht Gottes redete; aber mein Kamerad stieg schleunigst bei der nächsten Station aus. Ob er sich retten ließ, ist mir nicht bekannt worden. — Ein vornehmer Herr ließ nach einer Abendpredigt, die er indeß nicht besucht hatte, Hebich bitten, zu ihm zu kommen. Nach den ersten Worten der Begrüßung stellte dieser sich vor jenen Herrn hin und hielt ihm seine groben Jugendsünden mit heiligem Ernste vor. Noch hatte er nicht geendet, da trat der Schwiegersohn des Hausherrn ein. An ihn wandte sich Hebich nun mit den Worten: „Und Du, Du hast es noch ärger gemacht," und erinnerte ihn an mehrere bestimmte Sünden. Nachdem er sie auf Jesum, das Lamm Gottes, hingewiesen, verließ er die Herren. Diese aber waren, wenigstens im Anfang, sehr erbost; dachten, ihr Herr Pfarrer habe Hebich gewisse Mitteilungen gemacht, und dieser schuldigte den lieben Lehrer B. vom M. an, bei dem Hebich sein Standquartier hatte, und wohin er jeweils wieder zurückkehrte. Jene beiden Herren aber sollen doch nicht nur einen gewaltigen Respekt vor dem furchtlosen Missionar, sondern auch einen Segen erhalten haben. — Noch jetzt aber kann man die Gnadenspuren verfolgen,

welche die mächtigen Zeugnisse, besonders über den Römerbrief, zurückgelassen haben, die dieser Knecht Gottes auf seiner Wanderung von einer Kirche zur anderen abgelegt hatte.

Im Frühjahr des Jahres 1868 kam er zum letzten Mal zu uns nach Watthalden. Kurz vor der Abend-Andacht wollte er eintreffen. Nachmittags arbeitete ein Schreiner T. in einem unserer Zimmer; derselbe war früher in unsere Versammlungen gekommen und hatte einen glücklichen Hausstand gehabt. Doch verließ er die Gemeinschaft, ging abends wieder ins Wirtshaus, und wenn er nach Hause kam, behandelte er seine Frau oft sehr übel. Trotz aller Ermahnungen ließ er von diesem Leben nicht ab. Unser jüngstes Töchterchen, die nun schon seit 22 Jahren dem Herrn als Diakonisse dient, damals aber kaum recht sprechen konnte, kam zu ihm und sagte: „T.! Heute Abend kommt Missionar Hebich; da mußt Du auch kommen." T. errötete, doch antwortete er nicht. Die Kleine wiederholte eindringlich ihre Einladung und setzte ihm immer wieder zu: „T.! Du mußt kommen!", bis endlich der in die peinlichste Enge getriebene Mann zu kommen versprach. „Also, Du kommst ganz gewiß, T.?!" — Und wirklich war T. mit seiner ganzen Familie in der Versammlung. Man spürte die Gegenwart Gottes. Der Missionar, wie es seine Gewohnheit bei uns war, hielt die aufgeschlagene Bibel (die als teures Andenken in meinem Besitz ist) in seiner Linken und wandelte längs der Bänke. Bei dem Schreiner stand er still und plötzlich unterbrach er sich selbst, sah T. durchbohrend an und sagte ihm: „Früher ist's mit Dir besser gestanden. Du hast Gottes Wort in der Versammlung gehört und hast einen glücklichen Hausstand gehabt. Aber bekehrt hast Du Dich doch nicht. Du bist wieder ins Wirtshaus gelaufen, hast Dein Geld vertrunken; statt

daß Du es Deiner Frau gegeben hättest, hast Du sie, Du betrunkener Kerl, gehauen. Gott hat Dich wieder hergeführt; jetzt m u ß es anders werden!" Dann verkündigte er die Macht der Liebe des Gekreuzigten. Zuerst war der Schreiner wütend, besonders über mich in dem Gedanken, ich habe es Hebich mitgeteilt. Nachdem er aber ruhiger geworden war, sagte er sich selbst, daß dies unmöglich gewesen sei, da der Missionar gerade vor der Versammlung eintraf und ich auch nicht wissen konnte, ob T. überhaupt sein Versprechen halten und kommen und noch weniger, wo er Platz nehmen würde. Die Folge aber war, daß in ihm eine große Veränderung vorging und er mit seiner Familie nachfolgte."

Am 16. April 1868 schrieb Hebich den letzten Brief nach Basel, mit dem er wieder 368 Gulden sandte, die er für „die liebwerte Mission" gesammelt habe. Er sagt, es solle alles für eingeborene Reiseprediger sein, mehr wolle er bald selber bringen. Er erzählt von seiner Arbeit und gibt seinen Reiseplan bekannt für die nächste Zeit — der Meister aber ließ ihm das Feierabendglöcklein läuten; ehe er seine letzten Pläne verwirklicht hatte.

Am 6. Mai mußte er sich mit Leberschmerzen legen und fühlte bald, daß „seine Sache zu Ende sei". Er war voll Danks, daß seine Schmerzen nur das Fleisch treffen, der Geist sich aber seines Heilandes freuen könne, der ihn 66 Jahre langmütig getragen und 47 Jahre herrlich geführt habe. Sein Indien konnte er nicht vergessen, in seinen Phantasien predigte er noch oft. Aber wie köstlich muß es für ihn gewesen sein, sein Leben so ganz dem Heiland geweiht zu haben.

Zwei Schwestern pflegten den alten Zeugen treulich. Am Sonnabend Abend vor seinem Tode, als seine Freunde ihm die Füße wuschen, lächelte er und

sagte: „Das sind liebe Füße. Sie haben Frieden gebracht in die Nähe und in die Ferne. Sie haben manchen langen Gang gemacht für den Herrn."

Am nächsten Tage, Sonntags, sagte er, morgens zu denen, die bei ihm gewesen waren in der Nacht: „Welche Freundlichkeit von dem Herrn, daß Er es euch ins Herz gegeben hat, für mich zu sorgen. Es ist Sonntag heute. Das ist der Tag der Ruhe. Ich bin bange, daß heute viel Besuch kommt, aber ich kann niemand empfangen. Wirklich, ich kann nicht! Das einzige, was ich brauche, ist Ruhe, Ruhe, die beste aller Gaben! Wir müssen Ruhe haben, nur heute Ruhe!"

Aber er mußte doch noch einige Zeit warten, bis er zur Ruhe eingehen konnte. Er litt bis zum nächsten Donnerstag. Aber er freute sich auch, so lange er auf Erden weilte. Am Montag diktierte er noch einen Brief, den er mit eigener Hand unterzeichnete als „Samuel Hebich, ein Zeuge Jesu Christi!"

Einige seiner geistlichen Kinder blieben bei ihm, und er freute sich an ihnen und mit ihnen ihres Heils. Am Himmelfahrtstag (21. Mai 1868) durfte auch er dann Himmelfahrt halten. Morgens um drei Uhr öffnete er noch einmal die Augen und rief mit leuchtendem, triumphierendem Blick: „O, denkt an Malabar!" Dann streckte er seine Arme aus und sagte: „Komm, komm!" — Langsam schlossen sich die Augen wieder, und ohne besonderen Kampf ging der treue Zeuge Christi ein zu seines Herrn Freude.

Weinend standen die Getreuen um die teure Leiche; aber im Himmel war wohl eitel Freude, als dieser Lehrer der Gerechtigkeit durchs Tor der Ewigkeit schwebte, begrüßt von vielen, denen er den Weg des Lebens gewiesen hatte.

Seine Freunde sangen tiefbewegt an seinem Sterbebett:

Frühmorgens, da die Sonn aufgeht,
Mein Heiland, Christus, aufersteht.
Vertrieben ist der Sünde Nacht,
Licht, Heil und Leben wiederbracht.
Halleluja!

Den müden Leib hat man in Korntal, nahe Stuttgart, begraben. Dort wollte er in der frohen Hoffnung der Auferweckung mit vielen Kindern Gottes der Auferstehung entgegenschlummern. Eine große Volksmenge stand um das Grab her, in das er mit einem kurzen Gebet gebettet wurde. Er wollte keinerlei Ansprache an seinem Grabe haben. Aber welche gewaltige Sprache führten dennoch die vielen Tränen, die diesem Großen in Israel nachgeweint wurden, der so demütig war.

Seine Arbeiter begräbt Gott, aber Seine Arbeit nicht, — willst Du nicht herzutreten lieber Leser und mit dem Propheten sagen: „Hier bin ich, sende mich!"?

Was gehen Deine Füße für Wege? Kannst Du, wenn Du am Tor der Ewigkeit angekommen bist mit Samuel Hebich sagen: „Ihr seid liebe Füße gewesen, ihr habt viele Gänge für Jesus gemacht?" (Jes. 52, 7.)

Inhalts-Verzeichnis:

Säe Liebe! (Gedicht) 2
Vorwort 3
Der Heimatboden 5
Wie Gott ihn gewinnt 9
Der heilige Ruf 17
In der Rüstkammer 27
Das Arbeitsfeld 36
Der Mann eines Gedankens 49
Bolzengerade! 63
Ein weiser Menschenfischer 74
Das Geheimnis seines Lebens 97
Willig, darzulegen und dargelegt zu werden 112
Nicht vergeblich 122
Unter dem Heimatswimpel 139

Leser dieses Buches, die noch mehr von Missionar Hebich erfahren möchten, werden gern zu der neuen ausführlichen Biographie von ihm greifen, die soeben im Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel erschienen ist. Sie ist von Traugott Schölly nach Originalquellen bearbeitet mit 8 Bildern und 1 Karte.

Preis kartoniert 2,40 Mk.

Das Herz des Menschen

ein Tempel Gottes oder
eine Werkstätte des Satans.

In zehn Figuren sinnbildlich dargestellt. Erklärt von Johannes Hoßner. 48 S., Oktav 13:18 cm. Mit 10 Bildern und dem Kunstblatt „Der breite und der schmale Weg".

Preis broschiert 20 Pfg.
kartoniert . . 30 Pfg.

Dies von Hebich so viel benutzte Büchlein veraltet nicht. Es ist der weitesten Verbreitung wert, besonders unter einfachen Leuten. Von 10 Stück an portofrei. Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder durch den Verlag dieses Buches.

In unserm Verlag erschien neu

ein Missionsgedichtbuch

Ernteklänge

das für jeden Missionsfreund von Interesse sein sollte.

Dasselbe enthält ca. 180 Missionsgedichte und Gespräche über alle Haupt-Missionsgebiete der Erde, nach Ländern und Erdteilen geordnet; außerdem eine große Anzahl Aufrufe, Missionsgedichte nach der Apostelgeschichte, Kindergedichte und solche über das Geben.

Besonderer Wert wurde auf Gedichte erzählenden Inhalts gelegt, die sich gut zum Vortragen eignen. Aus der Fülle überaus fesselnden Stoffs, den die moderne Missionsgeschichte bietet, haben begabte Dichter und Dichterinnen, wie H. v. R., G. Holzhey, M. v. O., H. Stuhrmann, B. Kühn, H. Böhlje, Käthe Dorn, O. Ortmann und andere das Wertvollste bearbeitet, vielfach in evangelistischer Weise.

Die Gedichte eignen sich gleich gut zum Vortragen in Missionskränzchen und -Versammlungen, wie zur privaten Lektüre.

Preis geb. nur 2 Mk.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt von der

Jugendbund-Buchhandlung Friedrichshagen.

Weitere Missionslebensbilder,

deren Studium Missionsfreunden zu empfehlen ist:

Besser, D. F. W., John Williams, der Missionar der Südsee. B. d. Berliner Miss.-G. Ermäßigter Preis 1,50 Mk.

Coillard, Fr., Der Apostel der Sambesi-Mission von G. Peyer, illustr., geb. 1,80 Mk.

Gurr, P., Pastor, Daniel Heese. Ein Lebensbild aus der Mission. Berliner Ev. Miss.-Ges., Bln. 1,50 Mk.
Gurr wurde im südafrikanischen Burenkriege 1901 ermordet.

Heine, Missionar, Wilhelm. Ein Lebensbild aus Briefen und Berichten zusammengestellt von seinem Sohn. Mit Vorwort von Pastor S. Keller. Ev. Ges. Stuttgart, geb. 3,— Mk.

Pape, J. Große Evangelisten und wie Gott sie gebrauchte. Ihloff, kart. 1,20 Mk.

Paton, J. G., Miss. auf den neuen Hebriden. Wallmann, geb. 4,— Mk. Wohl das ergreifendste und glaubenstärkendste Missionslebensbild, das wir kennen.

Paton, Miss. F. H. L., Lomai von Lenakel, ein Glaubensheld a. d. Neuen Hebriden, Wallmann L., geb. 4,— Mk.

Plath, Karl, Inspektor der Goßnerschen Mission. Ein Lebensbild dargest. v. G. Plath. Bahn, geb. 3,60 Mk.

Pollier, Schw. Martha. Ein Frauenleben im Dienste der deutschen Blindenmission in China, gez. von ihrer Schwester. Ill. Geschenkausgabe, geb. 2,50 Mk., Volksausg. kart. 1,75 Mk.

Schneider, H. G. Eine Magd des Herrn. Lebensbild H. Hinz-Fogdals. Miss.-Buchh. Herrnhut. 60 Pfg., kart. 75 Pfg.

Schneller, L., Vater Schneller. Ein Patriarch der ev. Mission, geb. 3,20 Mk.

Taylor, Hudf. Ein Glaubensheld im Dienste der Evangelisation Chinas, Missionsbuchh. Basel, geb. 2,40 Mk.

Williams, John. Der Apostel der Südsee, von J. M. Bas. Missb., geb. 1,20 Mk.

Zinzendorf, Graf von M. L. Sein Leben und Wirken dargestellt von H. Römer. 2. Aufl. Mit 5 Bildern. Unitäts-Buchhandlung Gnad., eleg. geb. 1.50 Mk.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandl. oder direkt vom Verlag dieses Buches.

Ueber die Mission in Indien

orientieren weiter folgende gute Bücher:

Bildern M. v., **Indisches Dorfleben in Wort und Bild.** Vereinsbuchhandlung geb. 2,— Mk.

Gehring, P. H.: **Südindien.** Land und Volk der Tamulen, mit 91 Illustrationen. Bertelsmann. 6,— Mk.

Handmann: **Der Kampf der Geister in Indien.** C. Belser. 1,20 Mk.

Reichelt: **Die Himalaja-Mission der Brüdergemeine.** Bertelsmann. 1,50 Mk.

Rhiem, Hanna. **Hinter den Mauern der Senana.** Warneck, B. geb. 2,— Mk.

— **Jeschoda,** eine indische Geschichte. Ebd. geb. 2.– Mk.

Richter, J., **Die deutsche Mission in Südindien.** — Nordindische Missionsfahrten, Bertelsm. 2 Bde. geb. je 3,60 Mk.

— **Indische Missionsgeschichte.** Ebd. geb. 7,— Mk.

Rynhardt, Frau Dr. med.: **Wanderungen in Tibet.** 2,— Mk. Vereinsbuchhandlung St.

Stosch, G. **Im fernen Indien.** Tamulen-Mission. Warneck, geb. 3,60 Mk.

Wilson-Carmichael, **Tatsachen vom südindischen Missionsfelde.** Müller, B. geb. 4,— Mk.

Zur weiteren Verbreitung ist sehr gut geeignet:

A. Stewart: **Unter indischen Götzendienern.** 62 S., 30 Pfg.

Gordon: **Die Welt für Jesum!** Bethel-Wandsb. 3,— Mk. Das ganze Buch ist ein zündender Missionsaufruf und warm zu empfehlen.

Pierson. D. A. T., **Die neue Apostelgeschichte oder die Wunder der Heidenmission.** 316 S., Urb. Str. kart. 2,50, geb. 3,50 Mk.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandl. oder direkt vom Verlag dieses Buches.

Ein vortreffliches Missionsbuch über die verschiedensten Missionsgebiete ist:

Licht in der Finsternis.

Abenteuer, Leiden, Fortschritte und Segnungen in der Heidenmission.

Von A. Stewart,

Direktor der Londoner Missionsgesellschaft.

Mit Bildern, schön geb. 3 Mk.

Der kundige Verfasser hat mit geschicktem Griff eine Reihe besonders interessanter Bilder und Geschichten aus dem großen Gebiet der Heidenmission ausgewählt, und zwar bietet er nicht etwa bloß Ausschnitte aus Berichten, sondern mit literarischer Kunst hat er **jede einzelne Geschichte zu einem fesselnden Bilde gestaltet,** je nach dem Gegenstande grausig oder lieblich, erschütternd oder erquicklich. So werden wir durch die Inseln der tropischen **Südsee** geführt zu ihren einst so blutdürstigen, jetzt meist bekehrten Bewohnern, wir lernen das Stadt- und Dorfleben in **Indien** und **China** kennen, sehen das **mühsame**, aber gesegnete Wirken der Missionare, erleben die furchtbaren Verfolgungen mit; weiter bekommen wir Einblicke in den **schwarzen Erdteil** und die Missionserfolge dort und auf der Insel **Madagaskar;** mit besonderer Liebe werden die Rothäute in den einsamen Ur-

wäldern **Amerikas** geschildert, außerdem hören wir von **Eskimos** und **Feuerländern**, von **Japanern**, **Persern** und **Karenen**. Naturgemäß beschäftigt sich der Verfasser meist mit den Arbeiten der **englischen** Missionen, so daß wir also gerade von solchen Gebieten hören, die uns in unserer deutschen Missionsliteratur weniger begegnen. — So ist das Buch ein rechtes, klassisches **Lesebuch der Mission sowohl zu eigenem Genuß und** zur **Belehrung**, als auch zum **Vorlesen in Missionsvereinen** und zur **Verwendung in Ansprachen**. Die Darstellung ist so fesselnd und abwechselungsreich, daß auch **die Jugend** das Buch mit großem Vergnügen lesen wird. Einige sorgfältig ausgewählte **Bilder** sind eingestreut. **Druck** und **Einband** sind schön, das Buch eignet sich daher auch schon äußerlich zu **Festgeschenken**. „Licht in der Finsternis" wird sicherlich viel zur Vermehrung des Missionsinteresses beitragen, es sei darum zur eigenen Lektüre und zu Geschenkszwecken wärmstens empfohlen!

Zu beziehen durch jede gute Buchhandl.
oder direkt vom Verlag dieses Buches.

Seesterne.

Eine Serie Missionserzählungen mit farbenprächtigen Umschlägen.

Es erschienen folgende Hefte:

1. **Ernstes und Heiteres** von den Südseeinseln
2. **Unter den Menschenfressern** der Südsee
3. **Auf den schwarzen Felsen** (den Truk-Inseln)
4. **Die Macht des Wortes Gottes** in der Südsee
5. **Das sonderbarste Geld** und Anderes
6. **Auf Samoa,** der Perle der Südsee
7/8. (Doppelheft) **Die Marshall-Inseln** und ihre Bewohner
9. **Pioniere und Märtyrer** der Südsee. Lebensbilder von Williams, Patteson, Chalmers und Paton
10. **Ein zerstörtes Paradies** (Ponape)

jedes Heft 10 Pfennig; 100 Stück beliebig gemischt 8 Mk.

s sind **furchtbare Tatsachen,** daß in unsern deutschen Südsee-Kolonien noch viele Tausende von Menschenfressern (man bedenke: Kannibalen, mit all ihrer Roheit!) leben, und daß die Bewohner der meisten jener paradiesischen Inselgruppen langsam aber sicher aussterben.

Wie wenig ist aber über diese unsere Landsleute und alle ihre eigenartigen Sitten und Gebräuche bekannt!

Um nun mehr Interesse und Liebe für sie zu wecken, haben wir eine Serie illustrierter Missions-Volksschriften herausgegeben, und diese **„Seesterne"** genannt, weil wir den lieben Lesern zugleich auch erzählen möchten

von dem „Stern aus Bethlehem", der auch für die fernen Inseln aufgegangen ist (siehe Jes. 24, 15; 51, 5; Zeph. 2, 11). Seine Strahlen sind schon in manches dunkle, umnachtete Heidenherz hineingefallen und haben die Bewohner ganzer Inseltruppen, die früher voll von Menschenfressern waren, umgewandelt zu einer Schar fröhlicher Gotteskinder, die das Wort Gottes wieder hinausgetragen haben zu anderen Inseln.

Jedes dieser Seesterne-Hefte ist reich illustriert in durchaus moderner Ausstattung auf gutem Papier. Wir haben keine Kosten und Mühe gescheut, um die Hefte in Form und Inhalt so gut wie möglich zu gestalten und wären Ihnen nun sehr dankbar, wenn Sie ihnen Ihr Interesse zuwenden und uns bei der Verbreitung helfen würden. Der Ertrag dient der evangelischen Südsee-Mission.

Die Hefte eignen sich vortrefflich zu kleinen Geschenken an die heranwachsende Jugend wie an alle Missionsfreunde. Vielleicht nehmen Sie sie auch für Weihnachten in Aussicht.

Wir bitten, die Hefte beim Schriftenverkauf, bei Missionsstunden, -Festen und Konferenzen anzubieten.

Gleichzeitig offerieren wir die neue Postkarten-Serie **„Inselgrüße"** mit Bildern aus der Südsee, Bibelsprüchen und auf der Adreßseite einigen orientierenden Worten über die ev. Südseemission. Die Karten sind in tadellosem Lichtdruck gedruckt und kosten pro Serie (12 Karten) **nur 30 Pfg.**

Jugendbund-Buchhandlung, Friedrichshagen
bei **Berlin.**

11683 The Evangelical School of Theology

Druck: J. Stransfeldt,
Friedrichshagen.

Due

DATE DUE

United Theological Seminary Library
MAIN BV3269.H325 J6 1911
Jorn, Wilhelm Samuel Hebich :
3 0645 0009 2253 0